



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Juli 1884.

**Inhalt:** Der Untergang der Huronen. — Mekka und Medina. — Scenen aus dem Kriege in Tongking. — Nachrichten aus den Missionen: Rumänien; Persien; China; Südafrika; Sudan; Nordamerika. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Arumugam, der standhafte indische Prinz.

### Der Untergang der Huronen.

#### 6. Der erste Märtyrer.

**B**is zum Jahre 1648 schlugen die Huronen die Angriffe der vereinigten Irokesenstämme erfolgreich zurück; dann aber begann ihre Kraft zu erlahmen und brach endlich unter den stets sich wiederholenden Schlägen ihrer Feinde zusammen. Die erste entscheidende Niederlage war die Überraschung der festen Grenzstadt Teanastoye, der Mission St. Joseph, die wir schon so oft erwähnten, und bei diesem Anlasse empfing P. Anton Daniel die Märterkrone. Wir müssen das denkwürdige Ereigniß, welches den Untergang der Huronen einleitete, im Zusammenhange erzählen.

Seit mehreren Jahren hatten die Huronen nicht mehr gewagt, ihre Handelsflotte nach Trois Rivières hinabzusenden, weil die Irokesen Wald und Fluß unsicher machten. Aber die Noth drängte zu einem Wagniß; das lange aufgespeicherte Pelzwerk mußte endlich umgetauscht werden, und so beschloß die Versammlung der Huronen, dieses Unternehmen 250 erprobten Kriegern anzuvertrauen. 120 davon waren Christen — ein Beweis, wie zahlreich die Bekehrten unter den Huronen waren — und so sandte P. Raguenau, der damalige Obere der Huronenmission, den uns bekannten P. Bressani mit diesen Kriegern auf die gefährvolle Fahrt. Die Indianer boten alle Wachsamkeit auf, um die Irokesen, die überall im Hinterhalte lauerten, zu täuschen, und erreichten wirklich am 17. Juli ohne Unfall Trois Rivières. Sie wollten feierlich in die französische Feste einziehen. Deshalb versteckten sie ihre Canoes im Uferschilf, bevor die Franzosen sie gesehen, und schickten sich an, das

Haar zu ölen, Gesicht und Leib mit grellen Farben zu bemalen, und Hals, Arm und Kopf mit Glasperlen zu zieren. Da wird plötzlich das Alarmzeichen gegeben; einige Krieger hatten eine starke Abtheilung Irokesen erspäht, welche, von den Franzosen unbemerkt, schon mehrere Tage im Walde vor Trois Rivières lauerten, um den Platz durch einen Handstreich zu nehmen. Halb geölt und halb bemalt ging es zum Kampfe; die Irokesen gaben eine Musketensalve, aber die Huronen warfen sich rasch zu Boden und ließen die Kugeln über sich hinpfeifen; dann stimmten sie, bevor der Feind wieder laden konnte, den Kriegsgefangen an und stürzten sich auf die Irokesen. Der Sieg war in kurzer Zeit entschieden, und noch bevor die erschreckten Franzosen ihren Verbündeten zu Hülfe eilen konnten, brachte ihnen P. Bressani die Siegesbotschaft. Bald nahten sich in feierlichem Zuge die 60 Canoes der Huronen; Siegesgefangen und das Todeslied erfüllten die Luft; denn sie brachten nicht weniger als 35 Gefangene, welche ihr Schicksal wohl kannten. Es folgten die üblichen Siegesfeste, bei denen ein huronischer Überläufer mit ausgesuchten Qualen hingerichtet wurde. Auch den christlichen Indianern übergab man einen Gefangenen zur Marter; sie tödteten ihn nach Kriegsbrauch, aber quälten ihn nicht. Die Heiden welche das sahen, sagten: „Bald wird unser Land ganz christlich sein; dann werden auch wir unsere Gefangenen behandeln wie ihr.“

So war großes Siegesfest in Trois Rivières, und die Huronen ahnten nicht, daß in denselben Tagen zwei ihrer Städte in der Heimath in Flammen aufgingen. Die Irokesen hatten die Abwesenheit der starken Huronenabtheilung benützt und



waren tausend Mann stark über die Mission St. Joseph hergefallen. St. Joseph oder Teananstaye lag an der südöstlichen Grenze des Huronenlandes auf einer waldbedeckten Hügelkette, etwa 15 Meilen von Ste. Marie entfernt. Die nach Huronenart mit Pallisaden wohl vertheidigte Stadt zählte etwa 400 Familien;  $\frac{5}{4}$  Stunden davon lag ein anderes ebenfalls bedeutendes Huronendorf, das als Filiale unter dem Namen St. Michael zu derselben Mission gehörte. Der Missionär dieser Grenzfestung der Huronen war seit 4 Jahren P. Anton Daniel S. J., welcher 15 volle Jahre, von 1633 an, unter den Huronen gearbeitet und in dieser Zeit über 1700 Wilde getauft hatte. Unter seiner fürsorglichen Leitung war nicht nur die Zahl der christlichen Gemeinde in St. Joseph von Jahr zu Jahr gewachsen, sondern sie zeichnete sich auch immer mehr durch ächte Frömmigkeit aus. Wie im Vorgefühle seines Todes hatte der fromme Missionär die Woche vor der blutigen Katastrophe, welche wir nun erzählen müssen, zu Ste. Marie in heiliger Zurückgezogenheit zugebracht und die jährlichen geistlichen Übungen vorgenommen; gerade am Vorabend seines Todes war er mit einem Herzen voll Liebe und Seeleneifer auf seinen Posten zurückgekehrt.

Es war der 4. Juli 1648. Die Bewohner von St. Joseph hatten keine Ahnung, daß der Feind im nahen Walde lauere. Viele Krieger waren mit der Handelsflotte nach Trois-Rivières hinabgezogen, andere befanden sich auf der Jagd. Fast alle christlichen Bewohner beteten in der Kirche, wo P. Daniel in der Morgenfrühe die heilige Messe las; so waren die Zugänge zu den Pallisaden unbewacht. Da brach urplötzlich der Feind aus dem Walde hervor, stürmte über die Lichtung und stürzte sich mit wildem Geschrei in die unbefestigten Thore. Die Scenen, welche nun folgten, schildert P. Ragueneau in dem Missionsberichte vom Jahre 1649 <sup>1</sup> also:

„P. Daniel hatte kaum die Messe vollendet, und die Christen, welche ihrer Gewohnheit gemäß seit Sonnenaufgang in der Kirche weilten, knieten noch beim Morgengebete, als der Ruf erscholl: „Zu den Waffen!“ und es den Kampf mit dem Feinde galt, der sich unvermuthet zur Nachtzeit in die Nähe geschlichen hatte. Die Einen eilten zum Streite, die Andern wandten sich zur Flucht; überall herrschte Verwirrung und Schrecken. Unter den Ersten stürzt der Missionär nach der bedrohtesten Stelle und ermuntert die Seinen zu tapferem Widerstande. Als ob er das Paradies für die Christen und den Höllenrachen für die Heiden offen gesehen hätte, wandte er sich, voll des apostolischen Geistes, der in seiner Brust wohnte, mit so begeisterten Worten an die Ungläubigen, daß auch die trotzigsten Herzen sich ergaben und zum Christenthume bekannten. Ihre Zahl war so groß, daß er sie unmöglich einzeln taufen konnte; er war also gezwungen, von dem einzigen Mittel, das in dieser Noth vorhanden war, Gebrauch zu machen, und so tauchte er sein Taschentuch in's Wasser und taufte die armen Wilden, welche um Barmherzigkeit zu ihm schrien, durch Beprengen. Inzwischen verdoppelte der Feind seinen mühenreichen Sturmangriff; für Manche war das ein Glück; denn im Augenblicke des Todes gab ihnen die Taufe das Leben der Seele, ja den Besitz des ewigen Lebens. Als der Missionär sah, daß die Frevler sich des Plazes bemächtigten, hätte er wohl mit einer Schaar Huronen entfliehen können, welche ihn dazu einluden. Aber er dachte nicht an seine eigene Rettung; er erinnerte sich einiger Greise und Kranken, welche er schon seit langer Zeit auf die Taufe vorbereitet; so eilte er von Hütte zu Hütte, entflammte Alles mit seinem Seeleneifer, so daß selbst die Heiden in Menge ihm ihre Kinder zur Taufe anboten. Schon hatte der siegreiche Feind ringsum

alle Hütten in Brand gesteckt, und das Blut der Weiber und Kinder reizte nur seinen Ingrimm. Der Pater wollte in seiner Kirche sterben; er fand sie voll Christen und Katechumenen, welche die Taufe verlangten. Sie beteten voll Glauben und schrien vom Grunde des Herzens zu Gott. Er taufte die Einen, ertheilte Andern die Losprechung und tröstete Alle mit der süßen Hoffnung der Heiligen, indem er immer wieder ausrief: „Meine Brüder, heute noch werden wir im Himmel sein!“

Endlich wird der Feind gewahr, daß die Christen in sehr großer Zahl zur Kirche geflohen seien und daß ihnen dort die reichste und leichteste Beute winkt. Mit barbarischem Geheul und gellendem Geschrei stürzt er heran. Bei diesem Gebrüll, das sein Kommen verkündet, sagt der Priester zu den neubekehrten Christen: „Liebet, meine Brüder, nehmet mit euch euern Glauben und bleibt ihm treu bis zum letzten Athemzuge. Ich muß hier dem Tode trotzen, so lange eine unsterbliche Seele dem Himmel zu gewinnen ist, und indem ich sterbe, um euch zu retten, achte ich mein Leben für nichts: im Himmel werden wir uns wiedersehen!“ Mit diesen Worten tritt er aus der Kirche und geht dem Feinde entgegen; dieser stürzt beim Anblicke eines einzelnen Mannes, der ihm entgegenkömmt; ja er weicht zurück, als ob von seinem Antlitze der Schrecken eines ganzen Heeres flamme. Dann gewinnen sie die Besinnung wieder, schämen sich vor sich selbst und ermuntern sich gegenseitig und greifen ihn von allen Seiten an. Ein Schauer von Pfeilen fällt auf ihn; doch steht er noch aufrecht, bis die Kugel einer Hafenbüchse seine Brust mitten durchbohrte. So brach er zusammen mit dem Namen Jesu auf seinen Lippen und gab seine Seele glücklich Gott zurück, indem er in Wahrheit als ein guter Hirt starb, der sein Leben hingibt für das Heil seiner Herde. Sofort stürzten sich die Barbaren mit solcher Wuth auf ihn, als wäre er allein der Gegenstand ihres Hasses gewesen. Sie rissen ihm alle Kleider vom Leibe, verübten tausend Frevel gegen seinen Leichnam, und jeder Einzelne geizte nach dem Ruhme, ihm eine Wunde zu schlagen, obgleich sie sahen, daß er bereits todt sei. Inzwischen verzehrte der Brand die Hütten; als nun die Flammen auch die Kirche ergriffen, warfen sie den Missionär mitten in die größte Gluth, und bald war das Brandopfer verzehrt. Ganz gewiß hätte er es nicht glorreicher vollenden können, als in den Flammen und in der Lohe einer brennenden Kapelle.

Während der Feind sich also mit dem Hirten der Kirche beschäftigte, hatte seine arme zerprengte Herde ein wenig Zeit zur Flucht. Manche retteten sich wirklich und dankten ihr Leben dem Tode ihres Vaters; Andere waren nicht so glücklich, namentlich die Mütter, welche unter der Last von drei, vier Kindern zusammenbrachen, oder deren Verstand im Dickicht des Waldes durch das unschuldige Gewimmer eines Säuglings verrathen wurde.“

So erzählt der Missionsbericht P. Ragueneau's den Tod P. Daniels. Er lobt dann die Tugenden des Ermordeten: seine immer gleiche Geduld, seine Sanftmuth, seine Liebe, die Alles ertrug, Alles entschuldigte, seine tiefe Demuth, seinen vollkommenen Gehorsam, seine Herzensreinheit, seinen Seeleneifer, namentlich aber seinen Durst nach Leiden und nach dem Tode für Jesus Christus. „Die göttliche Vorsehung hat ihn denn auch auf ganz besondere Weise zu diesem Tode vorbereitet,“ fügt der Bericht seines Oberrn bei. „Nur zwei Tage vorher legte er noch eine Generalbeichte ab und vollendete nach acht-tägiger Zurückgezogenheit die heiligen Exercitien, welche er in der besondern Absicht angestellt hatte, um sich im Verkehre mit Gott auf die Ewigkeit vorzubereiten. Da entbrannte in ihm mehr als jemals die Sehnsucht, Blut und Leben für das Heil der Seelen hinzugeben.“ Noch erzählt der Bericht von zwei Erscheinungen P. Daniels; einmal habe man ihn einer Versammlung seiner Mitbrüder bewohnen sehen, welche sich über die Mittel und Wege beriethen, den Glauben auszubreiten, und

<sup>1</sup> Kap. 1.



er habe Alle mit Muth und Licht erfüllt. Ein anderes Mal zeigte er sich einem seiner Mitbrüder in strahlender Gestalt und wie in einem Alter von 30 Jahren, obschon er bei seinem Tode 48 Jahre zählte. Da frug der Missionär den Verkärten, wie denn die göttliche Güte habe gestatten können, den Leichnam seines Dieners nach dem Tode in so unwürdiger Weise entehren und zu Staube verbrennen zu lassen, daß seine Mitbrüder auch nicht die kleinste Reliquie zu ihrem Troste gefunden hätten. Da antwortete P. Daniel: „Magnus Dominus et laudabilis nimis! Ja, groß ist Gott und ewig anbetungswürdig! Er richtete sein Auge auf die Entehrung seines Dieners, und groß, wie Gott ist, hat er mir zum Ersatz dafür Schaaren von Seelen geschenkt, welche im Reinigungsorte blühten und welche mich nun bei meinem Einzuge und bei meinem Triumphe im Himmel begleiteten.“ „Wie dem auch sei,“ setzt P. Ragueneau hinzu, „er hat uns das Beispiel seiner Tugenden hinterlassen und bei den Wilden, selbst bei den Heiden, lebt er in so gesegnetem Andenken, daß ich in Wahrheit sagen kann: alle Herzen, mit denen er in seinem Leben zusammentraf, hat er gewonnen.“

Ein Theil der Geretteten siedelte sich unter dem Schutze des Forts Ste. Marie an. In St. Joseph hatten die Huronen etwa 700 Tode und Gefangene, meistens Frauen und Kinder, zu beklagen — ein Verlust, wie sie ihn noch niemals im Protesenriege erlitten hatten. Die Missionäre sorgten für die Geretteten mit der größten Liebe; sie weinten mit den Weinenden und trösteten sich mit dem Gedanken, daß die Ehre Gottes Nutzen ziehe auch aus diesen Verlusten. „Wenn nur die Zahl der Auserwählten wächst, so ist uns auch das schwerste Opfer angenehm,“ schließt P. Ragueneau seinen Bericht, „den n für den Himmel arbeiten wir und nicht für die Erde.“

Die Rückkehr der siegreichen Huronenflotte von Trois Rivières ließ die Zerstörung von St. Joseph etwas vergessen. Vier neue Missionäre waren mit derselben angekommen und die Huronenmission zählte jetzt elf Stationen (acht unter den eigentlichen Huronen, drei unter den benachbarten Algonkinstämmen), in welchen im Ganzen 18 Priester thätig waren. Außer Ste. Marie, dem Hauptorte der ganzen Mission, waren vier Missionen doppelt besetzt. Die Zahl der Tausen des letzten Jahres (1648 bis 1649) hatte die hohe Ziffer von 1800 erreicht, und dabei waren die von P. Daniel in St. Joseph Getauften nicht mitgerechnet. Unter den Algonkin, 60 Stunden von Ste. Marie, war eine neue Mission in Angriff genommen. Wie in den frühern Jahresberichten, so werden auch in diesem eine Menge erbaulicher

Züge von dem Tugendleben der Neubekehrten erzählt. In der Mission der Unbefleckten Empfängniß hatten die christlichen Häuptlinge eine große Volksversammlung gehalten, um gemeinsam die Mittel zu berathen, welche zur raschen und gänzlichen Bekehrung des Landes führen könnten. Man gelobte dem Priester als dem Verkünder des göttlichen Wortes Ehrfurcht und Gehorsam, bezeichnete ihn als den „ersten geistlichen Häuptling“ und beschloß die völlige Ausrottung der heidnischen Sitten und Gebräuche. In dem gleichen Dorfe ereignete es sich, daß ein heidnischer Häuptling vorgab, es sei ihm im Traume befohlen worden, die Kirchenthüre zu zertrümmern und den Baum zu fällen, an welchem die Glocke hing. Nach alter Sitte hätte Niemand gewagt, der Ausführung eines solchen vorgeblichen Geisterbefehls sich zu widersetzen; als aber der Häuptling, laut seinen Traum erzählend und, hoch über seinem Kopfe die Streitart schwingend, der Kapelle nahte, vertrat ihm muthig ein christlicher Greis von 80 Jahren den Weg mit den Worten: „Eher soll der Hieb deiner Art auf mein Haupt fallen, als auf das geweihte Haus Gottes, und Niemand soll meinen Tod rächen! Aber ich kann es nicht mit meinen Augen sehen, daß das Haus entehrt werde, in dem wir Gott anbeten, oder daß die Stimme verstumme, die uns zum Gebete ruft!“ Dieses entschiedene Auftreten trug den Sieg davon; der Heide wagte nicht, seinen Traumbefehl zu vollziehen. Auch in den übrigen Missionsstationen blühte die christliche Tugend herrlich auf. „Nicht nach 50 Jahren angestrengter Arbeit hätte ich gehofft, auch nur den zehnten Theil einer solchen Frömmigkeit zu sehen,“ schreibt einer der Missionäre. Und ihr Glaube bewährte sich im Feuerofen der Trübsal. Als sie schaarenweise gezwungen waren, die Heimathdörfer zu verlassen, als Weib und Kind unter den Waffen der Protesen verbluteten oder in die Gefangenschaft geschleppt wurden, priesen sie Gott und seinen heiligen Willen. „Der Glaube hat uns gelehrt,“ sagten sie, „daß Deine Liebe, o Gott, sich weniger für unser irdisches Gut als für unsere himmlischen Schätze bekümmert; so segne ich Dich mitten in meinen Verlusten; denn Du bist mein Vater und es genügt mir, Deiner Liebe gewiß zu sein.“

Wer staunt nicht über die Macht der Gnade? Aber leider verklärte ihr Licht nach Gottes unerforschlichen Rathschlüssen nur den letzten Abend und den Untergang des Huronenvolkes und war für dasselbe nicht, wie die Missionäre noch in den letzten Berichten hofften, der freudige Morgenstrahl einer besseren Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

## Mekka und Medina.

(Schluß.)

Die Karawane bleibt in Mekka bis zum Beiramfeste, welches immer am 10. des Monats Si-el-Hegga, der 1880 auf den 13. November fiel, begangen wird. Die Feier findet bei Mekka auf dem Berge Arafat statt, auf welchem nach der mohammedanischen Sage Abraham für seinen Sohn Isaak den Widder schlachtete. So brachen die ägyptischen Pilger mit ihrem Rahmal am 11. November Morgens 8 Uhr von Mekka auf, ließen den Dschebel el Nur (Berg des Lichtes) zur Linken und erreichten gegen 10 Uhr das Dorf Manna, eine lange Doppelreihe von Kaubuden zwischen zwei Bergketten, welches nur während der Pilgerzeit bewohnt ist. Vor diesem Dorfe

gegen den Berg Arafat hin steht eine Moschee an der Stelle, an welcher der Prophet einen Theil des Koran von Gott erhalten haben will; ferner sind drei Mauern bemerkenswerth, welche die Namen „der große, der zweite und der dritte Teufel“ tragen; wir werden gleich hören, welche Ceremonie sich an dieser Stelle vollzieht. 1½ Stunde weiter ist die Grenze zwischen dem heiligen Lande von Mekka und dem Gebiete des Berges Arafat. Es ist eine weite von Höhen umschlossene Ebene; im Westen steht eine Moschee, im Osten eine etwa 300 Meter lange und 30 Meter hohe Felswand, der Arafat oder „Berg der Barmherzigkeit“. Auf einer in den Felsen



gehauenen Treppe steigt man empor; in halber Höhe befindet sich eine Art Kapelle, wo der Prophet gebetet haben soll. Oben erhebt sich auf einer 20 Meter im Geviert messenden Plattform eine Stein-Estrade und ein viereckiger, vier Meter hoher Pfeiler; das ist die Kanzel des Derwishes, welcher am Vorabende des Beiram vor den versammelten Pilgern das „große Gebet“ austruft.

Am Morgen des 12. November, an einem Freitage, rief Kanonendonner die Pilger zum Berge Arafat. Von allen Seiten eilten sie herbei, 150 000, wie der ägyptische Stabs-offizier sie wohl übertrieben schätzte; Burton gibt nur 50 000 an. Nach Norden stehen die Soldaten, nach Osten die prunkenden Fahnen und Standarten, die blitzenden Halbmonde der Vornehmen, nach Westen die endlosen Reihen der armen Pilger, von denen jedes Jahr manche an diesem Tage den Tod finden; denn todkrank lassen sie sich oft mitschleppen, weil sie glauben, wer also sterbe, gehe sofort als Märtyrer in den Himmel ein. Die Araber meinen, es seien immer 600 000 Gläubige beim großen Gebete versammelt und wenn der Pilger nicht so viele wären, so stiegen die Engel vom Himmel herab, um diese Zahl vollzumachen.

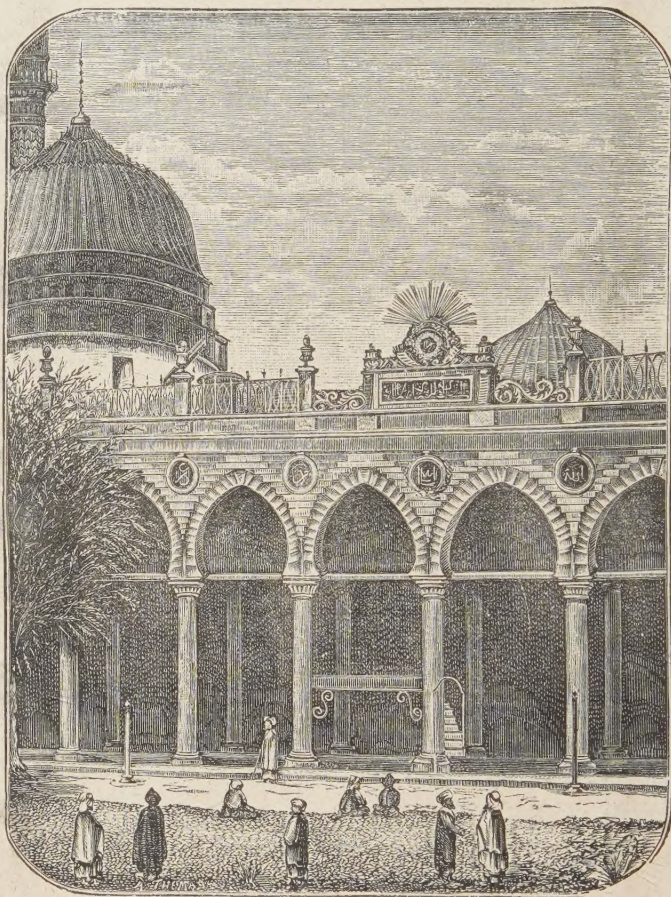
Die Hauptfeier ist zur Zeit des Abendgebetes. Burton beschreibt dieselbe also: „Eine stets wachsende Menge von Pilgern zog unter wüstem Geschrei den Hügel hinan. Zwischen drei und vier Uhr verkündeten Kanonen die Zeit zum Nachmittagsgebet; ich hörte Musik; der Scherif begab sich mit zahlreichem Gefolge auf den Arafat. Voran gingen Stabträger, welche nach morgenländischer Sitte mit Stockstreichen freie Bahn machten. Ihnen folgten Reiter aus der Wüste; an ihren langen Lanzen flatterten bunte Büschel; dann kamen die echten Stammes- und unvergleichliche Renner von der edelsten Abkunft; auch den mächtigsten Herrschern verkauft man keines dieser Prachtrosse. Hinter ihnen gingen schwarze Sklaven mit Musketen, darauf fünf Fahnen-träger mit rothen und grünen Bannern vor dem Scherif, welchem eine zahlreiche Gruppe von Verwandten und Hofleuten folgte. Der Fürst saß auf einem Maulthiere, trug das einfache Pilgergewand des Ihram und war unbedeckten Hauptes; ein großer mit Gold gestickter Sonnenschirm von grüner Seide, den ein Sklave über sein Haupt hielt, war das einzige Abzeichen seiner Würde. Den Zug schloß eine zweite Abtheilung von Wüstenreitern auf Pferden oder Kameelen. Sie alle trugen das weiße Ihramkleid, dessen Zipfel in der Luft flogen, und schrien mit

aller Kraft: „Groß ist Gott!“ und die Tausende der Pilger fielen mit vollen Kehlen in diesen Ruf ein . . . Um die Stunde des Gebetes waren die beiden Mahmal der Damaskus- und Kairo-Karawane am Abhange des Berges aufgepflanzt. Der Scherif stellte sich mit seinen Fahnen und seinem Gefolge etwas höher, so daß er den Derwisch verstehen konnte. Die Pilger, die an und auf dem Berge keinen Platz mehr fanden, drängten sich dicht an den Fuß desselben, und der Derwisch, der zur Nachahmung des Propheten auf einem Dromedare saß, begann seine etwa dreistündige Rede, die bis Sonnenuntergang dauerte.“

Der Vortrag wurde Anfangs in tiefem Schweigen angehört. Von Zeit zu Zeit aber, wenn der Derwisch bekannte Stellen aus dem Koran oder kürzere Gebetsformeln brauchte, stimmte die Menge ein, und namentlich gegen Ende erhob sich donnerartiges Allahgeschrei. Wie eine Lawine wälzte sich dann die Menschenmasse mit Reithieren aller Art untermischt vom Berge herab; jeder schrie und drängte und eilte nach Kräften. Kameele und Maulthiere stürzten, Sänften zerschellten, Fußgänger wurden niedergeworfen, es regnete Stockprügel, und nicht selten kommt es bei diesem berüchtigten „El Dafa min Arafat“ (Absteige vom Arafat) zu Mord und Todschlag. Die beiden Karawanen von Kairo und Damaskus pflegen nämlich um die Wette zu eilen, welche die Ehre habe, zuerst beim Lagerplatze anzukommen. Kanonendonner und Feuerwerk schließt den Tag des Großen Gebetes.

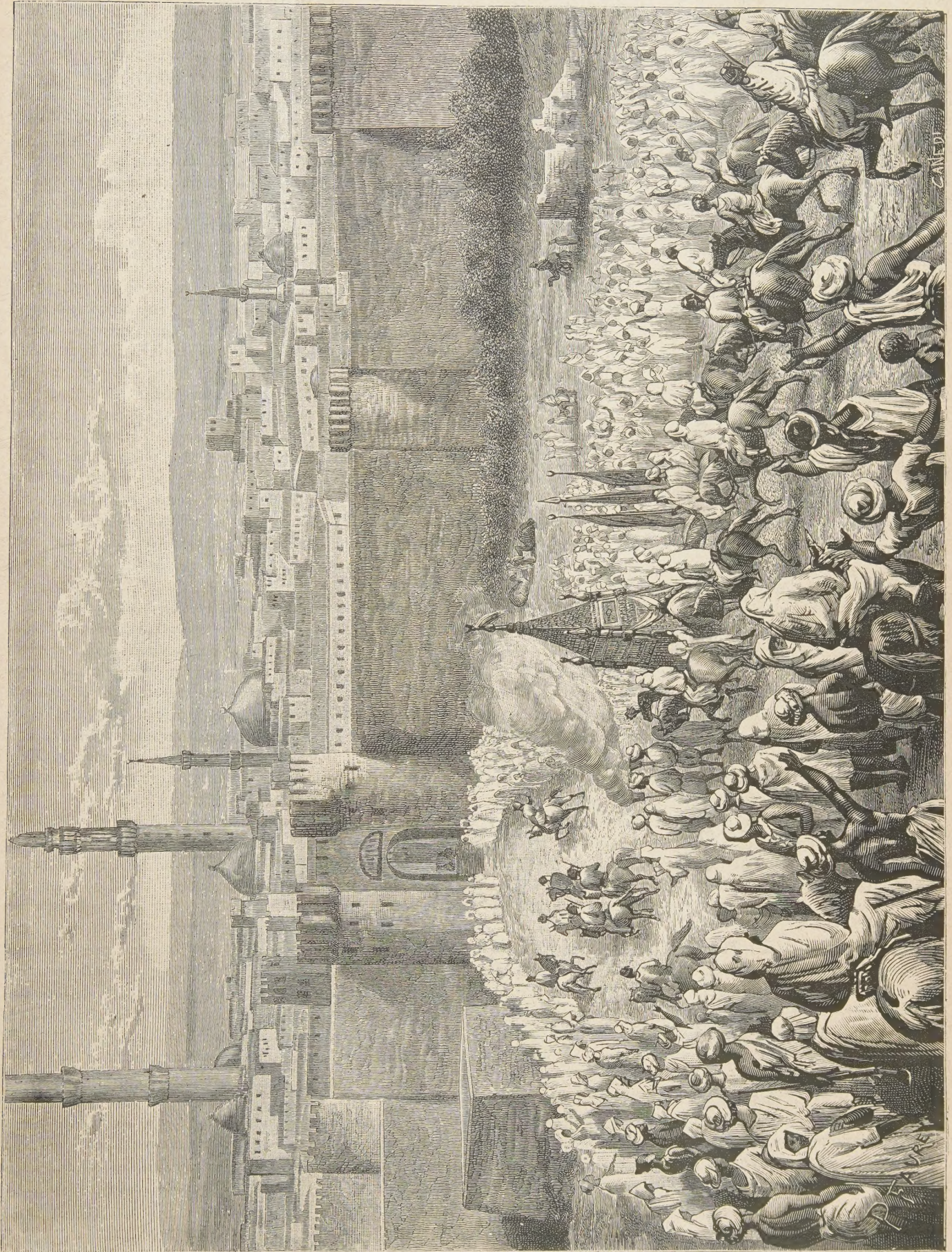
Am folgenden Morgen wird zuerst „die Steinigung des Teufels“ vollzogen. Zu diesem Behufe sammelt jeder Pilger 49 Kieselsteine, welche

er siebenmal wäscht, um so siebenmal sieben Würfe gegen die Teufelschandsäulen thun zu können; dabei sagen sie: „Im Namen Allahs. Allah ist der Allmächtige. Ich thue dieses aus Haß gegen den bösen Geist und ihm zu Schimpf und Hohn!“ Damit sind die Pilgerceremonien erfüllt. Die Pilger dürfen sich jetzt wieder waschen und rasiren, legen den Ihram ab und kleiden sich in ihr Festgewand. Am folgenden Tage ist Beiram; das ganze Lager hat sich in einen unabherrschbaren Schlachthof verwandelt; überall werden Lämmer, Schafe, Kameele abgestochen; der Boden ist voll Blut und Eingeweide, die Luft bei der Sonnenhitze von pestilenzialischen Gerüchen geschwängert. Zwar hat die Regierung für etwa 400 000 Mark, welche den Pilgern als Hafensteuer von Dschidda abgenommen wurden, Gruben zur Aufnahme



Hof der großen Moschee zu Mekka.





Einzug des Mahmal in Medina.



dieser Abfälle herstellen lassen; aber die gleichgültigen Orientalen benutzen dieselben nicht und machen es auf die Gefahr einer Seuche hin nicht anders, als ihre Väter es gewohnt waren. Nur zu oft geschieht es, daß die von Mekka heimkehrenden Pilger Seuchen jeder Art mit sich in alle Welt schleppen; so im Jahre 1865 die Cholera. Seither sind in Folge der ernstesten Vorstellungen der abendländischen Mächte Quarantänen angeordnet. Auf das Schlachten folgt Schmauserei und Gelage, öffentliche Lustbarkeit, und die Vornehmen gehen zum Sherif von Mekka, welcher allen Arabern von Yemen bis Medina vorsteht, um ihm ihre Glückswünsche auszusprechen, ähnlich wie wir es am Neujahrsfeste zu thun pflegen. Dann zieht die Karawane mit dem Mahmal nach Mekka zurück und bereitet sich auf die Abreise nach Medina vor.

Medina liegt 50 geographische Meilen gerade nördlich von Mekka. Nach einem mühsamen Marsche von 13 Tagen durch ein ödes, steiniges Wüstenland traf die ägyptische Karawane am 12. December vor der Stadt des Propheten ein. Medina heißt einfach „Stadt“, als ob es allein das Anrecht auf diesen Namen habe, ähnlich wie auch die alten Römer nur ihrem Rom den Namen Urbs gaben. Es liegt am Saume der Wüstenplatte in einer fruchtbaren, wohlbewässerten Ebene, wo herrliche Palmgärten stehen. Die Datteln von Medina sind mit Recht berühmt. Seine Ringmauern, seine schlanken Minarets, seine weißen Kuppeln, seine fünf Moscheen, manche hervorragende Bauwerke lassen es im Anfange größer und prächtiger erscheinen, als es in Wahrheit ist. Wenn die Moslemin von den Felsenhöhen aus die Stadt sehen, erinnern sie sich der Worte des Koran: „Und wenn die Blicke des Pilgers auf die Bäume von Medina fallen, dann soll er seine Stimme erheben und den Propheten preisen und sich dabei der ausgesuchtesten Segenswünsche bedienen.“ So hörte denn Burton Worte wie diese: „O Allah, überschütte den letzten deiner Propheten, ihn, das Siegel der Weissagung mit Segnungen so zahlreich wie die Sterne am Himmelszelt, wie die Wellen des Meeres, wie die Sandkörner der Wüste. Segne ihn, Herr, mit deiner Macht und Majestät, so lange das Getreidefeld und die Dattelpalme den Menschen nähren. O lebe ewig und immer, herrlichster Prophet! Weile im Schatten des Glückes bei Tag und in der Nacht, wenn der Vogel der Tamariske (die Taube) seufzt, wie die Mutter, der man ihr Kind geraubt; wenn der Abendwind sanft über die Hügel des Hedsch (das Weideland Arabiens) hinwegweht, wenn der rothe Blick hinzuckt am Himmel von Hedschas (der Küstenstrich am Rothen Meere).“

In der Ebene ordnet sich die Karawane, um mit dem Mahmal feierlich durch das westlich gelegene Thor von Aegypten (Bab el Misri) einzuziehen. Am Thore steigt Alles ab; die Führer ergreifen die Seidenschnüre des Zeltes und geleiten so das prachtvoll geschmückte Kameel, welches die neuen Seidendecken für das Grab Mahommeds trägt, bis vor das Thor der Begrüßung an der Moschee des Propheten.

Mekka ist das Heiligthum Allahs, Medina dasjenige des Propheten, und seine Moschee nimmt die zweite Stelle unter den drei heiligen Moscheen des Islam ein; die dritte Stelle gebührt der Omarmoschee in Jerusalem. „Ein Gebet in meiner Moschee zu Medina ist wirksamer als tausend Gebete

an andern heiligen Stätten, jene zu Mekka allein ausgenommen,“ lehrte der Prophet. Es ist daher Pflicht eines Pilgers, fünfmal in dieser Moschee zu beten, darin im Koran zu lesen und womöglich eine Nacht in Betrachtung zuzubringen. Die Moschee des Propheten (Mesdschid el Nebawi) ist ein Viereck von 117 Meter Länge, 70 Meter Breite. Ähnlich wie in Mekka ist auch hier ein innerer Hofraum von mit kleinen Kuppeln überwölbten Säulengängen umschlossen, in dem der „Garten der Fatime“ und „der Brunnen des Propheten“ gezeigt werden. Die südliche Säulenhalle, welche aus 6 Säulenreihen besteht und einfach „der Garten“ heißt, weil da der Garten Mohammeds gelegen haben soll, ist der bedeutendste Theil des Baues und umschließt das eigentliche „Heiligthum“, das Gemach Ajscha's, der Lieblingsfrau des Propheten, in dem er gestorben ist und vorgeblich begraben sein soll. Über ihm wölbt sich die große grüne Kuppel, auf welcher ein Kranz vergoldeter Kugeln und darüber ein riesiger Halbmond funkeln. Eine Lichtsäule, welche drei Tagereisen weit den heiligen Moslemin sichtbar wäre, soll über dieser Stätte schweben, wie die Derwische fabeln. Auf der Thüre stehen die Worte des Koran: „Wer die Menschen an seine Wohlthaten gewöhnte und die Völker mit seinem Segen überschüttete, wird die Nationen in Schaaren zu seiner Thüre pilgern sehen. Man liebt es, sich zu versammeln rund um einen erquickenden Quell!“ Außer dem Grabe des Propheten, das übrigens, wie schon der alte Sebastian Frank zu berichten wußte, wahrscheinlich niemals seine Leiche barg, sind daselbst die Gräber Abu Bekrs und Omars, der beiden ersten Chalifen und ein leeres Grab für — Isa ben Mirjam, Jesus Christus. (!) Die Moslims fabeln nämlich, am Ende der Zeiten würde unser Heiland wiederkommen, um den Christen die Lehre ihres Lügenpropheten zu predigen. „Vater, verzeihe ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun,“ hat unser Herr am Kreuze auch für diese Verblendeten gebetet. — In einem Vorgemache soll Fatime, Mohammeds Lieblingstochter, begraben sein. Auf dem Grabe Mohammeds liegen kostbare, reichgestickte Seidenteppiche; über ihm funkelt ein Diamant, so groß wie ein Taubenei, 92 Karat schwer, welcher „das kostbare Gestirn“ heißt und ein Smaragd von ebenfalls fast unschätzbarem Werthe.

Noch eine ganze Reihe Erinnerungsplätze an den Propheten und die Gräber seines Vaters, seiner Amme, seiner Töchter, acht seiner Weiber, drei seiner Gesandten u. s. w., endlich die älteste Moschee des Islam im Süden der Stadt muß der Pilger besuchen, und so begreift sich, daß die Karawane einen Aufenthalt von zehn Tagen in Medina nöthig hat; denn überall müssen bestimmte Gebete und Lesungen aus dem Koran verrichtet werden. Dann bricht die Karawane auf und reist über Suez nach Kairo zurück, wo sie einen wo möglich noch lärmenderen Einzug hält, als der oben beschriebene Auszug war. Der Khedive selbst empfängt die Pilger; man überreicht ihm ein Stück des Teppichs, der ein Jahr lang die Kaaba bedeckte, und er küßt es. So endet die große Pilgerreise der Moslemin.

Die armen betrogenen Menschen! So viel Mühe und so viele Opfer für nichts! Zu welch' innigem Danke sind doch wir Gott verpflichtet für seine gnädige Fügung, welche uns in dem allein wahren Glauben geboren und erzogen werden ließ!



## Scenen aus dem Kriege in Tongking.

### 5. Die Einnahme von Sontay.

Schon in der letzten Nummer veröffentlichten wir kurz den Inhalt des Briefes, den Mgr. Puginier unter dem 28. Februar dieses Jahres aus Hanoi an den Vorstand des Vereins der Glaubensverbreitung schrieb. Dieses Schreiben des apostol. Vikars von West-Tongking, das wir heute unsern Lesern ganz vorlegen, ist leider ein neuer Beweis dafür, daß unsere Furcht, der gegenwärtige Krieg in Tongking möchte für die blühenden Christengemeinden dieselben traurigen Folgen haben, wie die unseligen Kämpfe des Jahres 1873, nur zu begründet war<sup>1</sup>. Mgr. Puginier sagt selbst, er komme sich vor wie der Dulder Job; denn jeder neue Bote melde ihm neues Unheil und die Zerstörung neuer Christendörfer. Doch hebt er mitten in seiner Drangsal das Auge zum Himmel empor und hofft, der Herr werde in seiner Barmherzigkeit die gänzliche Vernichtung der an Märtyrern so reichen tongkinesischen Kirche gnädig abwenden. Der apost. Vikar schreibt: „Es war gegen Ende des letzten Oktobers, als der Vicekönig der chinesischen Provinz Yunnan an die Anführer der Schwarzflaggen schrieb und sie zum kräftigsten Widerstand gegen die Franzosen aufforderte. Er empfahl ihnen, sich mit den annamitischen Mandarinen in's Einvernehmen zu setzen, um alle Christen zu ermorden und so unsere Soldaten dieser Stütze zu berauben. Ende November verkündete ein Aufruf, der im Namen des Oberbefehlshabers der Schwarzflaggen erlassen und mit der Gutheißung des annamitischen Feldherrn versehen war, allen Unterpräfekten der Provinz Sontay, man habe hinreichende Streitkräfte, Munition und Mundvorräthe aller Art gesammelt und stehe auf dem Punkte, die Franzosen in Hanoi anzugreifen. Das offizielle Actenstück fügte bei, man müsse den Anfang damit machen, daß man sämtliche Christen ausrotte; denn sie seien sehr zahlreich und offenkundig mit den Feinden verbündet. So werde man den Sieg sich sichern. Das Schriftstück, von dem ich eine wörtliche Übersetzung vor Augen hatte, zählte alle Christendörfer mit Namen und Bevölkerungszahl und unter Nennung der angesehensten Einwohner auf. Die Unterpräfekten erhielten den Befehl, diese Maßnahme sofort auszuführen und, falls sie auf Widerstand stießen, den Anführer der Schwarzflaggen davon in Kenntniß zu setzen, der ihnen zu Hilfe kommen würde. Gleichzeitig ließ man bedeutende Arbeiten ausführen, um den Angriff auf Hanoi vorzubereiten.

Alein Admiral Courbet, welcher damals den Oberbefehl der ganzen Expedition hatte, kam den Maßnahmen des Feindes zuvor und brach am 11. Dezember mit einem 6000 Mann starken Corps, einbegriffen die tongkinesischen Hilfsstruppen, nach Sontay auf. Ein Theil des Heeres schlug den Landweg ein, während die Flottille, die aus 20 kleinen Dampfern und Kanonenbooten bestand, die mit Munition und Vorräthen beladenen Dschonken im Schlepptau den rothen Fluß hinauf beförderte. Am 13. Dezember lagerten die frischen Streitkräfte einige Kilometer vor den feindlichen Vorposten, warfen sie dann vor sich her und trafen am 14. vor dem Fort Phusa ein. Dieser Punkt hat eine ungemein starke Lage am Durchschnittspunkte zweier Dämme und bildet den Schlüssel von Sontay. So hatten denn auch die Chinesen hier ein ganzes System von Vertheidigungswerken aufgeworfen, welches diese Stellung fast

uneinnehmbar machte. Die französischen Truppen durchbrachen nicht ohne Anstrengung die ersten Linien; dann sahen sie sich vor einem Engpasse, welcher mit starken Pallisaden, mit Bambuswällen, Gräben, Erddämmen und Hindernissen aller Art in einer Länge von 5—700 Meter umschlossen war, und welchen sie nothwendigerweise passiren mußten. Im Hintergrunde befand sich ein letzter Wall, gespickt mit grobem Geschütz und vertheidigt durch die Kerntruppen der Schwarzflaggen. Mit Hinterladern bewaffnet und durch starke Brustwehren geschützt, unterhielten diese ein äußerst lebhaftes Feuer, welches die Reihen der Anstürmenden lichtete. In diesem Engpasse eingezwängt und von allen Seiten mit Vertheidigungswerken und Bambushecken umschlossen, konnten sich die Truppen nicht entwickeln. Ein Gewaltstreich war erforderlich und er wurde geführt. Trotz aller Hindernisse, trotz des Kanonen- und Gewehrfeuers drangen die Soldaten vorwärts. Einmal freilich kamen sie in's Stocken, aber sie wichen wenigstens nicht zurück. Schützengräben wurden in der Eile aufgeworfen, welche den Truppen in diesem Kampfe bis auf's Messer, der tief in die Nacht hinein dauerte, und in dem man dem Gegner auf wenige Meter gegenüberstand, einigen Schutz gewährten. Der Feind begriff recht wohl, daß der Verlust seiner vorgeschobenen Stellung eine breite Bresche für Sontay bedeute. Er versuchte deshalb Alles, um sie zu halten. Zweimal in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember machte er einen starken Ausfall, um die Franzosen in dem Engpasse zu erdrücken und sich des Forts Phusa wieder zu bemächtigen. Aber die Stellung wurde tapfer behauptet, und Truppenabtheilungen, welche auf den Flügeln Aufstellung genommen hatten, verhinderten den Feind an einer Umzingelung. Namentlich der zweite Ausfall der Schwarzflaggen gegen zwei Uhr Morgens war in der That ein Verzweiflungskampf; aber sie vermochten die Bataillone nicht zu durchbrechen, welche ihnen den Weg vertraten. Durch solche Tapferkeit außer Fassung gebracht, gab der Feind diese furchtbare Stellung auf und zog sich auf die zweite Vertheidigungslinie zurück. Als der Tag anbrach, gewahrte man, daß die Gegner die äußeren Linien verlassen hatten. Der blutige Kampf vom 14. bis zum 15. Dezember in der Frühe kostete den Franzosen mehr als 50 Tödt und 150 Verwundete. Als wir diese letzteren in Hanoi ankommen sahen, waren wir überaus erschrocken und fragten uns, ob die Einnahme von Sontay nicht an tausend Menschenleben kosten werde.

Am 15. Dezember fand kein ernsthafter Kampf statt. Der Befehlshaber ließ die Stellungen für den Angriff auf die zweite Vertheidigungslinie einnehmen, welche die ganze Stadt umschließt und der äußere Festungsring genannt werden kann. Diese Befestigung bestand aus einem Erwall, den dichte Hecken und spitze Bambuspfähle krönten. Ein mit Wasser gefüllter Graben und sogenannte Wolfslöcher, ebenfalls mit Spitzpfählen versehen, deckten ihn. Auf der Innenseite des Walles hatten die Feinde zu ihrem Schutze Kasematten eingerichtet und feuerten aus Schießscharten, die dicht nebeneinander angebracht waren. In geringen Zwischenräumen standen zahlreiche Geschütze und Wallbüchsen. Jede Front war durch festgemauerte Thore flankirt. Diese bildeten für sich genommen uneinnehmbare Forts, welche von Vertheidigungsmitteln starren und durch breite Gräben, sowie durch Erdwälle gedeckt wurden, die durch eingerammte Bambuspfähle und dicke Holzstämme noch fester gemacht waren.

<sup>1</sup> Vgl. Jahrgang 1883 S. 245 ff. und 1874 S. 106, 152, 174.



Am Sonntag Morgen den 16. Dezember begann die Kanonade um 8 Uhr. Anfangs ziemlich schwach, wurde sie gegen 10 Uhr überaus stark; um 2 Uhr Nachmittags war sie geradezu furchtbar. Ein beständiges Kleingewehrfeuer begleitete sie, welches man deutlich in Hanoi hörte. Es war ein ununterbrochenes Rottenfeuer, das aber in Zwischenräumen von 2—3 Sekunden von Kanonenschüssen übertönt wurde. Außer den sieben Kanonenbooten, deren Schüsse ganz regelmäßig fielen, zählte die Landartillerie 40 Feldstücke. Ich gestehe, daß ich mich während dieses furchtbaren Kampfes, der mehr als drei Stunden währte, keiner ernstlichen Beschäftigung hinzugeben vermochte. Ich zitterte für unsere Landsleute, welche dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren, und betete zu Gott, sie zu beschützen. Namentlich einmal

war der Kanonendonner furchtbar und die Sorge um so viele in Gefahr schwebende Seelen veranlaßte mich zu einem Gelübde, welches der gütige Gott trotz meiner Unwürdigkeit vielleicht angenommen hat. Um 5 Uhr 22 Minuten hörte das Feuer plötzlich auf. Unwillkürlich sagte ich zu den Katechisten, welche mich umgaben: „Es ist fertig; man hat den Platz genommen!“

Wirklich erfuhren wir am folgenden Morgen, daß die Franzosen sich der äußeren Umwallung bemächtigt hatten. Der Feind hatte eine verzweifelte Vertheidigung entgegengestellt, aber er konnte sich gegen das Feuer und gegen die Tapferkeit unserer Truppen nicht halten. Als er dieselben in die für uneinnehmbar gehaltenen Verschanzungen eindringen sah, erfaßte ihn Schrecken und er verließ alle seine Stellungen, ohne auch nur etwas



Ansicht von Medina.

mitzunehmen. Der annamitische Obergeneral hatte die Klugheit, mit seinen annamitischen Truppen schon vorher abzuziehen. Dann lösten sich die regulären chinesischen Truppen auf, und endlich gaben auch die Schwarzflaggen, weiteren Widerstand für unnütz erachtend, Fessengeld. Mit Einbruch der Nacht drangen die Franzosen in die Umwallung ein. Der Befehlshaber setzte voraus, der Feind habe sich in die innere festgemauerte Citadelle zurückgezogen, welche noch einen furchtbaren Widerstand ermöglichte. Er ließ deshalb Vorsichtsmaßregeln jeder Art treffen, um einem nächtlichen Ausfall begegnen zu können, und ordnete zugleich die Vorbereitungen für den Sturm am nächsten Morgen an. Gegen Mitternacht bemerkten die vorgeschobenen Wachen, daß in der Citadelle die größte Ruhe

herrsche. Vorsichtig schlichen sie sich näher und erkannten, daß sie geräumt sei. In der That hatte der Feind vollständig, verwirrt und entmuthigt, den letzten Widerstand nicht gewagt, aus Furcht, sich von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu sehen. Auf der Flucht ließ er etwa 30 Kisten voll Geld zurück, an denen die Tragstöße zur Weiterbeförderung schon befestigt waren. Mehr als 150 000 Hinterladerpatronen, seine ganze Artillerie, die aus 10 gezogenen Kanonen und über 100 schweren Geschützen alten Systems bestand, etwa 400 Kilo Dynamit, aller Kriegsbedarf und Mundvorrath fiel den Franzosen als Beute zu. Der Anführer der Schwarzflaggen machte sich mit solcher Hast aus dem Staube, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, die offizielle Korrespondenz mit der chinesischen



Regierung und den annamitischen Mandarinen zu retten. Einen köstlichen Fang machte man an gewissen Actenstücken, welche der französischen Regierung die größten Dienste leisten werden und welche die Verhandlungen zwischen China und Annam vollständig bloßlegen. Das offizielle Actenstück von Yunnan, welches die Niedermordung der Christen befiehlt, und von welchem man mir eine Abschrift vor der Einnahme Sontay's zustellte, muß sich zweifelsohne in dem zurückgelassenen Archiv des Anführers der Schwarzflaggen vorfinden.

Es ist schwer, die Verluste des Feindes genau zu beziffern. Gut Unterrichtete schätzen die Gefallenen zu 900, die Verwundeten zu 2000. Man fand die Leichen von drei chinesischen Mandarinen, die der Feind nicht schnell genug hatte beerdigten

können. Dieselben waren mit prachtvollen Seidenkleidern angethan. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß Sontay nach der Einnahme einen furchtbaren Anblick dargeboten habe. Die Vertheidigungswerke waren von Kanonenkugeln und Sprenggeschossen durchbohrt; überall begegnete man Granatensplitten, Leichen, Blutlachen, weggeworfenen Waffen und Ruinen. Der 16. Dezember war ein entscheidender Tag. Die Wirkung der Einnahme von Sontay war ungeheuer; die Chinesen, die Schwarzflaggen und die Annamiten hielten die Stadt für uneinnehmbar. Die Einwohner hatten deshalb nicht einmal die Vorsicht getroffen, ihre beste Habe in Sicherheit zu bringen. . . Nach dieser Niederlage flüchtete sich der Feind nach der Stadt Hunghoa und nach den oberen Bezirken der Provinz Sontay. Sobald die Chinesen



Die Christen von Keben werden lebendig verbrannt.

und Schwarzflaggen sich außerhalb der Schußweite der französischen Truppen befanden, begingen sie auf ihrer Flucht entsetzliche Greuelthaten. Sie plünderten alle Dörfer ohne Ausnahme, steckten diejenigen in Brand, welche sich vertheidigten, und tödteten deren ganze Einwohnerschaft, sogar die Kinder und die alten Leute."

#### 6. Schicksale und Leiden der westtongkinesischen Christen nach der Einnahme Sontay's.

„Schon Ende Dezember hatten wir die gänzliche Verwüstung von zwei Pfarreien, welche dreißig christliche Ortschaften umfaßten, zu beklagen. Die Priester flüchteten sich in die Wälder; man verfolgte sie mit Wuth, und nur mit großer Mühe glückte es ihnen,

die Stadt Sontay zu erreichen. Seither haben die Schwarzflaggen ihr Zerstörungswerk fortgesetzt und in diesem Augenblicke sind fünf Pfarreien, aus den Provinzen Sontay und Hunghoa (vergl. die Karte auf S. 61), ihrer Priester beraubt und den Chinesen preisgegeben, welche sie nach allen Seiten durchziehen und die Bevölkerung bis auf's Blut quälen. Mehr als 60 christliche Weiler wurden zerstört, ausgeplündert oder gebrandschatzt, etwa 10 000 Christen sind in die Wälder gesprengt oder haben sich in heidnische Dörfer geflüchtet, und wer nicht so glücklich war, einen Schlupfwinkel zu finden, war dem Feind auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Etwa 2000 Flüchtigen gelang es, in Sontay und Hanoi einen Zufluchtsort zu finden. Täglich laufen sie uns in kleinen Trupps zu, namentlich Frauen und Kinder, denen wir Unterkunft und Unterhalt gewähren müssen. In einer andern Pfarrei der Provinz Sontay,



welche unterhalb der Stadt gelegen ist und schon früher von den Schwarzflaggen viel zu erdulden hatte, wurden abermals mehrere Ansiedelungen von Christen durch starke Räuberbanden, die ihr Umrufen noch jetzt im Lande forttreiben, ausgeraubt und eingeäschert.

Aber nicht nur der nördliche Theil der Mission, der eigentliche Kriegsschauplatz, war so harten Prüfungen unterworfen, auch die Provinz Nam-binh und namentlich Thanh-hoa, also der südliche und südöstliche Theil des Vikariates, hatte in letzter Zeit Schicksale zu bestehen, die beweisen, wie glühend der Haß gegen die Christen ist. Da sind es nicht bloß die Schwarzflaggen, welche das Land sengend und brennend durchziehen, sondern die Mandarine selbst, an der Spitze ihrer Truppen, bekämpften unsere Neubefehrten bis auf's Messer. Übereinstimmend mit den Befehlen, welche aus China ankamen und von denen ich zu Anfang meines Briefes gesprochen habe, setzten sie einen weitgreifenden Vernichtungsplan in's Werk. Am 26. December beraubte und verbrannte eine Bande von sogenannten Gelehrten aus Nam-binh das kleine Christendorf Phung-ra. Dabei wurde zwei Männern der Kopf abgeschnitten, und wurden zwei hochbetagte Frauen, die nicht mehr fliehen konnten, schwer verwundet. Glücklicher Weise kam gerade eine Abtheilung unter Anführung Oberst Brionval's, welche ausgesandt war, um die Provinz Nam-binh von den Empörern und Mordbrennern zu säubern, des Weges, und erhielt zeitig Kenntniß von der Zerstörung Phung-ra's, welche das Zeichen zur Ausrottung aller Christen der Gegend war. Oberst Brionval griff sofort die Banden der 'Gelehrten' an, welche sich in verschiedenen Dörfern verschanzt hatten, und zerprengte sie vollständig, indem er ihnen empfindliche Verluste beibrachte. Dann zog er mit Windeiseile durch das ganze Land, verhinderte die 'Gelehrten' an der Ausführung ihres Planes und rettete so viele Christen.

Aber der Vernichtungsplan wurde namentlich in der Provinz Thanh-hoa in furchtbarer Weise durchgeführt. Vom 23. December an zog der vierte Mandarin der Provinz, ähnlich wie die 'Gelehrten' von Nam-binh, sengend und brennend durch den oberen Distrikt der neuen Laosmission. Nachdem seine Banden zuerst hier 30 von Christen bewohnte Orte geplündert hatten, zogen sie nach dem unteren Distrikt, der ebenfalls noch in Thanh-hoa liegt. Auch dort plünderten sie vom 1. Januar ab 25 Dorfschaften von Christen oder Katechumenen. Ich weiß bestimmt, daß zum Mindesten zehn Katechisten überfallen und ermordet worden sind."

Als Msgr. Bugniet diese Zeilen schrieb (28. Februar), hatte er noch keine Kunde von dem Schicksale jener Missionspriester, deren glorreichen Tod das in der letzten Nummer mitgetheilte Telegramm meldet. Dagegen weiß er um die Erlebnisse P. Pinabels, dessen Wirken und wunderbare Befreiung wir aus seinen eigenen Berichten ausführlich kennen. Neues erfahren wir über die Pfarrei Nhan-lo, wo aber ein einheimischer Priester den Martertod erlitt.

„Am 2. Januar ließ derselbe Mandarin, der dem Gebirge vorgelegt war, mit Hilfe seiner Untermandarinen und Beamten und unter Beihilfe eines Unterpräfekten erster Klasse zwei andere Pfarrgemeinden, Nhan-lo und Ke-ben, beide im oberen Theile der Provinz Thanh-hoa gelegen, angreifen, um dort dieselben Greuelthaten zu verüben. Der Pfarrer ersterer Gemeinde, dessen Wohnung nur wenige Minuten von der Unterpräfektur entfernt ist, wurde in dem Augenblicke ergriffen, da er, von der Gefahr unterrichtet, zu fliehen versuchte. Die zwei Christen, welche seine Barke steuerten, wurden enthauptet, der Priester gefnebelt, zum Mandarin geführt, gleichfalls enthauptet und sein Leichnam in den Fluß geworfen. Neun seiner Zöglinge im Alter von 14 bis 18 Jahren wurden zugleich mit ihm hingemordet. Der Hauptort der Pfarrei zählte über 400 Christen. Man machte sich sofort auf, dieselben einzufangen; aber durch die Gefangennahme ihres Pfarrers gewarnt, hatten sie glücklicher Weise die Flucht ergriffen, und die Mandarinen konnten nur ein Duzend

festnehmen, welche sie sofort niedermachten. Da ihre Wohnungen neben heidnischen Wohnungen standen, wagte man nicht, dieselben niederzubrennen, aus Furcht, der Brand könnte das ganze Dorf ergreifen; aber sie wurden vollständig ausgeplündert. Dasselbe Schicksal traf das Pfarrhaus, und gleich nachher wurden alle diese Wohnungen eingerissen. An demselben Tage durchzogen die Mandarinen zugleich mit anderen Banden unter Bezirkshauptleuten und Ortsvorstehern, welche geheimen Befehl erhalten hatten, die ganze Gegend, umzingelten alle Dörfer der genannten Pfarrei, zwanzig an Zahl, machten alle Christen, welche ihnen in die Hände fielen, nieder, ohne auch nur der Greise, der Frauen oder der Kinder zu schonen, raubten alle ihre Wohnungen aus und steckten sie in Brand, wo sie von den Häusern der Heiden weit genug entfernt waren.

Nachdem sie die ganze Pfarrei Nhan-lo ausgeplündert und etwa 100 Christen niedergemacht hatten, zog dieselbe Bande am 3. Januar unter Anführung derselben Mandarine zum gleichen Zerstörungswerke nach der Pfarrei Ke-ben. Im Hauptorte selbst, der kaum 340 Seelen zählt, köpften oder verbrannten sie lebendig etwa 100 Personen. In den Dorfschaften, welche dem Waldesaume näher lagen, war die Zahl der Opfer nicht so bedeutend, indem die Christen, welche die Truppen herankommen sahen, sich in's Dickicht flüchten und so die Berge der Provinz Ninh-binh gewinnen konnten, welche die Franzosen besetzt hielten. Zwei eingeborene Priester entkamen auf wunderbare Weise dem Tode; sie irrten vierzehn Tage im Walde umher, litten Hunger, schliefen des Nachts unter den Bäumen und hatten keine andere Nahrung, als ein wenig Reis, welchen eine ihnen ergebene Person heimlich für sie bei den Heiden erbettelte.

Unter den Opfern von Ke-ben befand sich außer mehreren noch jugendlichen Zöglingen des Pfarrers auch ein Minorist. Ich muß ein paar Worte des Lobes über diesen ehrwürdigen Kleriker beifügen. Ich nenne ihn ehrwürdig, einmal seines hohen Alters wegen — zählte er doch 89 Jahre —, dann aber auch ganz besonders, weil er wirklich ein Heiliger genannt werden kann. Seit 65 Jahren übte er das Amt eines Katechisten. Während der großen Verfolgung, welche Tongking von den Jahren 1858 bis 1862 heimsuchte, erregte er weniger den Argwohn der Mandarine und ging als Bettler verkleidet im Lande umher, ohne erkannt zu werden. Bei den Heiden bat er um Almosen und so war es ihm möglich, den von der Regierung vollständig vernachlässigten christlichen Gefangenen das Allernothwendigste zu verschaffen. Er brachte ihnen den vollständigen Ertrag seiner Bettelgänge und begnügte sich für seine Person mit ein wenig Kleie. Dieses Werk der Barmherzigkeit übte er Jahre lang mit Lebensgefahr. 1867 ertheilte ihm mein Vorgänger, Msgr. Theurel, in Anerkennung seiner Verdienste die vier niederen Weihen. Diese neue Würde war ihm kein Grund zur Selbstüberhebung, im Gegentheile, er wurde nur demüthiger, mehr abgetödtet und ein noch strengerer Beobachter der strengen Lebensweise, die er sich selbst aufgelegt hatte. Denn er begriff recht wohl, daß die Würde der vier Weihen ihn zu einer größeren Vollkommenheit verpflichtete. Aus Abtödtung enthielt er sich des Betelkauens, was in Annam keine leichte Bußübung ist. Obgleich ziemlich bemittelt, lebte er arm und wollte sein Geld lieber den Dürftigen austheilen, um sich Schätze für das ewige Leben zu erwerben. Seine Kleidung war sehr bescheiden, aber immer reinlich. Den größten Theil des Tages und der Nacht brachte er im Gebete zu und auch bei der Arbeit verrichtete er seine Gebete. Er war ein Mann von alter Einfachheit und Geradheit. Mißbräuche duldete er nicht; aber er verbesserte sie ohne verlegende Strenge, und selbst wenn er strafen mußte, wußte er die Herzen der Schulbigen zu gewinnen und ihnen Achtung einzusüßen. Trotz seines hohen Alters hatte er noch die ganze Frische seiner Fähigkeiten und ein Feuer, wie es das Greisenalter selten besitz; mit einem Worte, er wurde von Jedermann als ein Heiliger verehrt und war es in der That. Die Mandarine nahmen ihn in Ke-ben gefangen und ließen ihn mit dreißig anderen Christen in einem öffentlichen Gebäude festbinden. Dann häufte man Brennmaterial um sie auf und so wurde



er mit seinen Gefährten lebendig verbrannt. Das Feuer verzehrte seinen Leib, aber seine Seele ging nur reiner und schöner aus der Gluth hervor und schwang sich zu Gott auf, den er so sehr geliebt und dem er so lange Zeit gedient hatte.

Nachdem die Mandarine ihr Verheerungswerk in den beiden oberen Pfarrsprengeln der Provinz vollendet hatten, schickten sie sich an, der Reihe nach auch die anderen Pfarreien der Provinz mit dem gleichen Loos heimzusuchen, und schon hatten sie den Ortsvorstehern insgeheim Befehl gegeben, ihre Banden bereit zu halten. Die armen Christen, welche von den Mekeleien der vorübergehenden Tage Kenntniß erhalten hatten und dasselbe Loos für sich erwarteten, lebten in größter Angst. Hab und Gut dachten sie nicht mehr zu retten, nur noch das nackte Leben wollten sie der Hand ihrer Feinde entziehen. Aber die heidnische Bevölkerung, die man gegen sie aufgehetzt hatte, verlegte ihnen den Weg. Die einen mußten auf der See entfliehen, die anderen über die Gebirgssteige, welche in die Provinz Nih-binh führen, und dort trafen sie von allen Seiten, etwa 2000 an der Zahl, zusammen. Die armen Flüchtlinge befinden sich in der äußersten Noth und sind der Kälte und der rauhen Witterung dieser Jahreszeit preisgegeben. Aber im Augenblicke, da uns die größte Furcht erfüllte, und da wir überzeugt waren, die Niedermekelungen würden fortgesetzt, erhielt ich Kunde von einem Befehl, den der Gouverneur der Provinz Thanh-hoa soeben erlassen hatte. Dieser Beamte stellte sich, als habe er eben in diesem Augenblicke (dies sind seine Worte) Kenntniß von den Ausschreitungen erhalten, welche seine Unterbeamten in der Provinz seit 14 Tagen begingen, und habe unverzüglich Befehl gegeben, dieselben einzustellen. So wollte er die Verantwortung von sich abwälzen; aber wie war es denn möglich, so lange Zeit von Verbrechen nichts zu hören, deren Wiederhall schon seit mehreren Tagen bis in die entlegensten Provinzen gedungen war? Die Wahrheit ist diese. Er kannte den Plan recht wohl und hatte von Anfang an seinen Antheil daran genommen; aber um seine Regierung nicht zu compromittiren, hatte er die Ausführung einzig den Unterbeamten überlassen. Woher kam nun dieser ganz unerwartete und providentielle Befehl? Abgesehen von der allmächtigen Hand Gottes, welche die Prüfung zum Heile unserer Seelen zuläßt und uns zu Hilfe kommt, wenn die Noth am größten ist, sehe ich die Erklärung in folgendem politischen Ereignisse. Herr Tricon, der Bevollmächtigte Frankreichs in Peking, welcher gerade durch Tongking reiste, empfing plötzlich aus Paris den Auftrag, sich nach Hue zu begeben und dort von den Absichten des neuen Hofes Kenntniß zu nehmen; denn der König Hiep-hoa, welcher den Vertrag des 25. August unterzeichnet hatte, war ermordet worden. (Vgl. S. 110 u. 111.) Der Gesandte Frankreichs traf den 28. December in der Hauptstadt ein und setzte sich sofort mit der neuen Regierung in diplomatischen Verkehr. Die Regierung wollte diese Gelegenheit, sich Frankreich angenehm zu beweisen, nicht entzusehen lassen, und da sie fürchtete, der Plan der Niedermekelung aller Christen, der bereits in Ausführung begriffen war, möchte alle Verhandlungen zum Abbruch bringen, mußte sie sich ohne Zweifel beeilen, den Ausschreitungen für den Augenblick Einhalt zu thun. Von der Hauptstadt Hue brauchen Eilboten nicht mehr als fünf Tage bis in die Provinz Thanh-hoa, und so erhielt die Regierung dieser Provinz am 2. Januar neue Instructionen und gebot ihrerseits am 3. Januar den Mekeleien Einhalt. Das scheint mir der wahre Hergang der Sache und der eigentliche Grund zu sein, der unserem Unglücke vorläufig ein Ziel setzte, —

vorläufig, denn ich betrachte die Gefahr keineswegs als vollständig verschwunden.

Ich setze einen kurzen Überblick über die Verluste bei, welche uns die Mandarine, beziehungsweise die Schwarzflaggen verursacht haben: ein eingeborener Priester, 63 Katechisten oder Zöglinge und 288 Christen wurden ermordet, 242 Ortschaften, in denen Christen wohnten, eingeäschert oder ausgeraubt, und außerdem wurde einer großen Anzahl von Dörfern eine Brandschatzung auferlegt. Der beiden Distrikte des Laosgebietes habe ich nur vorübergehend Erwähnung gethan, weil ich bis jetzt nur ganz unbestimmte Berichte über die Greuel habe, die sich in jenem Theile unserer Mission vollzogen. Ach! vielleicht bleibt auch nicht Einer übrig, um uns davon Kunde zu bringen. P. Pinabel, der einzige der sieben Missionäre der die Ebene erreichte, hat in Erfahrung gebracht, daß alle christlichen Dörfer, sowohl des oberen als des unteren Distriktes, verheert sind, daß mehrere Katechisten ermordet wurden, daß die Missionäre auf der Flucht begriffen sind und mit ihren Neubefehrten in den Wäldern umherirren. Was aber mag in der Folge unseren lieben Mitbrüdern widerfahren sein? . . . An dieser Stelle des Briefes Msgr. Pugnier's folgen die Vermuthungen und Gerüchte über den Tod der Missionäre, welcher unterdessen bereits zur Gewißheit geworden ist. Nachdem der apostolische Vikar noch von der Nothwendigkeit materieller Unterstützung gesprochen, um die Leiden des Krieges und der Verfolgung zu lindern, schließt er mit dem folgenden schönen Beispiele eines jugendlichen Bekenntners:

„Ich habe diesen langen Bericht so vieler Unglücksfälle zu Ende geführt; aber ich kann es mir nicht versagen, Ihnen den folgenden erbaulichen Zug mitzutheilen, den man mir soeben berichtet hat. Er ist des Helbenzeitalters der ersten Kirche würdig. Einer unserer Zöglinge, Namens Paul Lien (Lien bedeutet „Seerose“), ein Knabe von 16 Jahren aus der Mission Bauno in der Provinz Sontay, wurde neulich von einem annamitischen Mandarin zusammen mit einem jungen Christen gefangen genommen und einer Bande Schwarzflaggen überantwortet. Diese letzteren führten die beiden Jünglinge zu ihrem Häuptling Pieu-vinh-phuc, der sie sofort als Christen erkannte. Er gebot ihnen, das Kreuz mit Füßen zu treten, aber sie weigerten sich entschieden. Der Häuptling sprach das Todesurtheil über beide, und die Köpfe der zwei Christen fielen. Paul Lien bewies sich am heldenmüthigsten. Unschuld und himmlische Freude strahlten auf seinem Antlitze; er schien glücklich, für seinen Gott sterben zu dürfen. Und er bekannte den heiligen Glauben mit so großer Festigkeit, daß man ihn auf außerordentliche Weise marterte. Der Reihe nach schnitt man ihm beide Hände und beide Füße ab. Der Knabe empfand den Schmerz, aber er beklagte sich nicht. Laut rief er die heiligen Namen Jesus und Maria an. Trotz dieser grausamen Qualen war er noch am Leben. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte sich nicht verändert. Erstaunt ob einem solchen Muthes und einer solchen Kraft, deren Quelle sie nicht kannten, schlitzen die Henker ihrem Opfer den Leib auf, rissen die Leber heraus und verzehrten dieselbe. Vereinigt mit seinem Gefährten, der ihm nur um einige Augenblicke vorangegangen war, schwang der junge Martyrer sich zum Himmel empor.

Zu allen Zeiten und an allen Orten hat Gott seine Ausgewählten. Er gibt den Furchtsamen Kraft und seine Gnade macht aus schwachen Kindern Helden. Ihm sei Lob und Ehre und seine Martyrer mögen uns beschützen!“

## Nachrichten aus den Missionen.

### Rumänien.

Am verflossenen 15. Februar fand zu Bukarest die Einweihung der neuen katholischen Kathedrale statt. Die Mittel

zu deren Erbauung hatte der katholische Erzbischof von Bukarest, Msgr. Paoli, unter großen Mühen zusammengebracht; dafür ist die fertige Kirche nun weitaus das schönste Gebäude im Lande und predigt stetig und eindringlich zum Anschluß an



die römische Einheit. Der Plan zu dem in prächtigem Spitzbogenstil gehaltenen 50 Meter langen Bau wurde von Herrn Schmidt, dem berühmten Architekten der Wiener Votivkirche, gemacht, und es erübrigt zu dessen Vollendung nur noch die Ausschmückung der zwei Seitenschiffe. Das Mittelschiff ist bereits im Besitze seiner ornamentalen Ausstattung, zu welcher ein edler Wohlthäter, Fürst Torlonia in Rom, den Marmor schenkte.

Man hatte absichtlich einen Werktag zur Feier der Eröffnung gewählt, weil man allzu großen Jubel vermeiden wollte. Nichtsdestoweniger war lange vor der festgesetzten Stunde Alles mit Katholiken wie mit Schismatikern vollständig besetzt. Msgr. Paoli celebrirte mit der ganzen Pracht des kirchlichen Ceremoniells das Pontificalamt. Mehr als 60 Kleriker, von den

niederen Weihen angefangen bis zu den höchsten, umgaben den Altar. Nach dem Evangelium wendete sich der Erzbischof zur Versammlung und hielt in rumänischer Sprache eine kurze, aber durchaus entsprechende Predigt über die Worte: „Herr, ich liebe die Zierde deines Hauses und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit!“ Am Abend folgte sodann eine zweite rumänische Predigt des hochwürdigsten Oberhirten und ein feierlicher sacramentaler Segen, bei dem Klerus und Volk Gott von Herzen für die Vollendung des Baues dankten.

Die Stimmung unter den schismatischen Rumänen ist der katholischen Kirche durchaus günstig. Häufig kommen sie, wie Msgr. Paoli selbst berichtet, in unsere Kirche, staunen über den Bau und sagen: „Das soll auch unsere Kirche sein; hier wollen wir beten.“ Wie bei so vielen irre geleiteten Anhängern



Ansicht von Hankow und Wuchang-fu, der Hauptstadt von Hupeh.

des Schisma und der Ketzerei im Orient, auf der Balkanhalbinsel und in Rußland, ist auch hier die Unwissenheit eigentlich die Quelle des Fernbleibens. Hätten wir Priester genug, schreibt Msgr. Paoli, so könnten wir diese guten Leute leicht eines Besseren belehren und Viele würden zur wahren Kirche übertreten. In der That bewerben sich auch angesehenere schismatische Familien eifrig um Plätze in der neuen Kathedrale und wohnen dem katholischen Gottesdienste bei. Hoffen wir, daß die Zahl der römischen Katholiken, die gegenwärtig in den Donaufürstenthümern kaum an 150 000 beträgt, bald durch das Sinken der „orthodoxen“ Staatskirche ansehnlich gemehrt werde und daß das neue Gotteshaus mit seinen schlanken Formen das Erwachen neuen kirchlichen Lebens in jenen

Ländern ankünde, wohin einst das römische Weltreich seine hohe äußere Cultur und die ersten Keime des Christenthums verpflanzte.

### Persien.

Zum Nachfolger Msgr. Gluzel's, des ersten apostolischen Delegaten für Persien, dessen Leben wir demnächst kurz beschreiben werden, wurde den 4. Mai 1883 P. Jakob Thomas, gleichfalls aus dem Lazaristenorden, bestimmt und zum Titular-Erzbischof von Adrianopel erhoben. Derselbe trat alsbald von Rom aus die Reise in seinen ausgedehnten Sprengel an und erreichte nach einem sehr mühevollen Wege am 10. November die persische Hauptstadt Teheran. Sein Einzug in dieselbe glich in Wahrheit einem Triumphzug. Schon auf der letzten Poststation empfing ihn eine ansehnliche Schaar von



Katholiken, und zugleich hatte ihm ein vornehmer Muselman, der sich seiner Theilnahme für die katholische Mission selbst öffentlich zu rühmen pflegt, eine reichverzierte Kutsche entgegengesandt. So gelangte man zum Stadthor. An demselben erwarteten den Ankommen den der Salawagen des Gesandten von Frankreich, Herrn von Balloy, die berittene Polizeiwache, sowie der Polizeichef selbst; ein Graf Monfort, der trotz der Leiden in Folge eines kürzlichen Sturzes es sich nicht nehmen ließ, zum Empfange des Vertreters des Heiligen Stuhles persönlich zu erscheinen. Der apostolische Delegat bestieg hier den Wagen des französischen Gesandten. Er war selbst sichtlich bewegt. Es mochte ihm vielleicht vorschweben, in welcher trauriger Weise in Italien das Ansehen des Heiligen Stuhles verletzt wird, während man ihm hier im mohammedanischen Persien solche Ehre erweist.

Die Entfernung, welche das Stadthor von dem Hause der Missionäre trennt, ist beträchtlich; nichtsdestoweniger standen auf

dem ganzen Wege, wo der Delegat vorüberkommen mußte, viele Menschen, und alle verneigten sich bei seinem Vorbeifahren ehrfurchtsvoll, während die Schildwachen, wo sich solche befanden, das Gewehr präsentirten. Kaum im Hause, hatte Msgr. Thomas die Besuche zahlreicher Europäer, Katholiken wie Nichtkatholiken, zu empfangen. Auch viele hervorragende Vertreter des Islams kamen, um die guten Beziehungen, in welchen sie mit Msgr. Guzel gestanden hatten, mit seinem Nachfolger zu erneuern, wie denn die katholische Mission hier überhaupt viele gute Freunde zählt. Der Hof war in jenen Tagen in Trauer wegen des Jahresgedächtnisses der Ermordung der Zmams. Deshalb konnte der Schah den Delegaten nicht sogleich empfangen; jedoch setzte er die Audienz, entgegen dem bestehenden Brauche, schon auf den Tag vor dem Feste an, mit dem die Trauerzeit abzuschließen scheint, und dieß that er aus Rücksicht für den apostolischen Delegaten, der beim Vorrücken des Winters und dem beständigen Schneefall genöthigt war, seine Abreise nach Tauris und Urmiah, wo



Bloufontein im Oranje-Freistaat.

er gewöhnlich residirt, thunlichst zu beschleunigen. Mit Vergnügen unterzog sich der französische Botschafter der Aufgabe, den Prälaten, einen Angehörigen seiner Nation, beim Fürsten einzuführen. Die Ordnung, in welcher man sich zum Palaste begab, war folgende: Zwölf Diener (Ferrachs) der französischen Gesandtschaft eröffneten den Zug. Dann kam der Staatswagen mit dem apostolischen Delegaten und dem Gesandten, beide in ihrem Gala-Anzug. Zuletzt kam eine Kutsche, in der sich der erste Dragoman in Uniform und der Obere der Mission befanden. Beim ersten Gitter des Palastes stellten sich zwölf Lakaien des Königs in rother Livree an die Spitze des Zuges: der Empfang begann. Langsam und feierlich ging es vorwärts. Alle verneigten sich beim Vorbeifahren und die Wachen präsentirten das Gewehr. An der Thüre des Palastes stiegen der apostolische Delegat und der Gesandte aus und wurden zunächst in einen Saal geführt, in welchem der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zwei Ceremonienmeister sie erwarteten. Nach den gewöhnlichen

Begrüßungen und tausenderlei Fragen über den katholischen Episkopat und den Papst wurde ihnen, wie landesüblich, der Thee und die persische Pfeife angeboten. Nachdem für ein Schreiben des Heiligen Vaters, das der apostolische Delegat dem Schah einzuhandigen hatte, eine goldene Schale bereit gemacht war, schritt der Minister des Auswärtigen voran, von Msgr. Thomas und dem französischen Gesandten gefolgt. Neben jedem von ihnen ging ein Ceremonienmeister, hinter ihnen der erste Dragoman der französischen Gesandtschaft und der Obere der Mission. Se. Majestät befand sich in einem glänzenden Saale, der mit gelbem Damast ausgeschlagen und fast ganz nach europäischer Art ausgestattet war. Nicht orientalisches aber war der Thron, der von oben bis unten mit Edelsteinen besät ist. Der Schah saß jedoch nicht auf demselben, sondern stand aufrecht zur Seite neben dem kleinen Kamin; so war man nämlich vorher bezüglich des Ceremoniells übereingekommen. Der apostolische Delegat und sein hoher Begleiter traten vor, grüßten dreimal und



behielten dabei, dem Gebrauch gemäß, den Hut auf dem Kopf. Der Gruß besteht in einer tiefen Verneigung und der militärischen Art zu salutiren. Der Schah war in persischer Tracht, im Übrigen einfach gekleidet.

Zwei Dinge allein erregten besondere Aufmerksamkeit: die goldenen Augengläser und ein gewichtiger Brillant an der Uhrkette. Die Augengläser gehören zum Ceremoniell und er bedient sich derselben nur bei feierlichen Gelegenheiten. Herr von Vallon nahm zuerst das Wort und stellte Msgr. Thomas als Nachfolger Msgr. Eluzel's vor, mithin als Haupt der Mission und als Vertreter des Heiligen Stuhles. „Sehr gut, sehr gut,“ erwiderte der Schah. „Ich habe immer in den besten Beziehungen mit dem Papste gestanden, und es liegt mir daran, dieselben aufrechtzuerhalten.“ Dann, sich zum apostolischen Delegaten wendend: „Seien Sie willkommen; ich werde Befehl geben, daß Ihnen alle Ihrem Range gebührenden Ehren erwiesen und daß die Christen beschützt werden. — Ah! das ist der Brief des Papstes! Ich werde ihm unverzüglich antworten. Er soll mit mir zufrieden sein.“ Damit hatte die offizielle Begrüßung ihr Ende erreicht, wie denn auch der Schah die Augengläser abnahm, und die Unterhaltung bewegte sich nun freier und ganz ungezwungen. Der Schah stellte eine Menge Fragen an den Delegaten. „Erzählen Sie mir vom Papste,“ sagte er mit dem Ausdruck des höchsten Wohlwollens. „Ist er groß von Statur? Befindet er sich bei guter Gesundheit? Ist es wahr, daß er nie ausgeht? Er hat weite Gärten zum Spazierengehen, nicht wahr? Ja, ja, ich muß nach Rom gehen, ich will den Papst sehen. Wie viele Katholiken gibt es denn in der Welt? und wie viel zählt ihr in Persien? Habt ihr in Urmiah ein schönes Haus? Seid ihr mit der persischen Regierung auch zufrieden?“ Der hochwürdigste Herr antwortete so gut er konnte auf alle diese Fragen, und die Unterhaltung ging noch lange in durchaus vertraulichem Tone weiter. Se. Majestät wandte sich auch an den Gesandten Frankreichs und erkundigte sich nach den neuesten Nachrichten über Tongking. Alle Anwesenden waren erstaunt über die eingehenden geographischen Kenntnisse, die er dabei zeigte. Als die Audienz eine gute halbe Stunde gedauert hatte, verabschiedete sich der päpstliche Delegat von dem Regenten. Am folgenden Tage besuchte er noch alle Minister und die ansehnlichsten Behörden des Landes und wurde überall mit dem herzlichsten Wohlwollen aufgenommen. Besonders einer der Prinzen, Naib Sultaneh, bewies große Zuneigung für die Mission. Der Erzbischof drückte ihm seine Dankbarkeit für den Schutz aus, den er den Missionären und den barmherzigen Schwestern angedeihen läßt.

### China.

**Apostol. Vikariat Nordwest-Hupe.** In Hupe, einem großen und von rauhen Gebirgen umschlossenen Tiefland, das der Yangtschiang durchfließt, leben auf 3310 Quadratmeilen nicht weniger als 39 Millionen Menschen. Dieß ist bedeutend mehr als die Bevölkerung des dreimal so großen Frankreich. In der Ebene steigt, wie auch in andern Distrikten China's, besonders im Mündungsgebiet der großen Flüsse, die Seelenzahl bis zu 30 000 auf die Quadratmeile, wogegen die Dichtigkeit von 10 000, wie sie die bevölkertsten Gegenden Europa's aufweisen, ganz verschwindet. Somit kann ein neuerer Geograph mit Recht sagen: „Für solches Volksgewimmel trägt selbst der fetteste und sorgsamst angebaute Boden nicht genug.“ Wirklich begnügt sich auch schon unter gewöhnlichen Verhältnissen ein zahlreiches Proletariat mit einer ekelhaften Nahrung. Indes kommen die Klagen jetzt nicht aus dem Tiefland mit seinem Dreistädtegebiet, wo am Stapelplatz des binnenländischen Handels und besonders des schwarzen Thees 10 000 Barken den blauen Fluß bevölkern und Dampfer von England und Amerika

aus großen Magazinen ihre Ladungen einnehmen; vielmehr sind es, wie schon im Maiheft angedeutet, wieder die nordwestlichen rauhen Gebirgsgegenden dieser Provinz, woselbst von den PP. Franziskanern eine gesegnete Missionsthätigkeit entfaltet wird. Einer derselben, P. Quirin, schildert die dortigen Zustände in einem Briefe, der noch von Ende des vorigen Jahres datirt, wie folgt:

„In Nordwest-Hupe beginnt neuerdings die Hungersnoth wiederum ihre Verheerungen. In der Mission eines meiner Mitbrüder, die von der meinigen einige Tagmärsche weit entfernt ist, sind viele Heiden und ebenso manche Christen Hungers gestorben. Der größere Theil der Bevölkerung dieser unglücklichen Landstriche wandert nach Schensi aus. Letztere Provinz, die an Hupe anstößt, ist vor drei Jahren selbst vom Hunger grausam heimgesucht worden; aber seither sind die Ernten daselbst durchaus gut ausgefallen. Schaaren von Hungerleidenden bedecken die Wege zur genannten Provinz, und ihr Anblick ist ein herzerreißender. Ganze Familien ziehen, um einem schrecklichen Tode zu entgehen, bis 160 Wegstunden weit fort. Ihre abgemagerten Glieder sind mit Geschwüren bedeckt, die sie kaum unter schmutzigen Lumpen verbergen können. Leider sind diese Unglücklichen zudem noch Heiden, oder wenn sie auch unserer Religion angehören, so hat doch das lange physische Leiden ihre Willenskraft gelähmt, und da auch die christliche Liebe außer Stande ist, ihre Leiden zu erleichtern, lassen die harten Entbehrungen des Lebens sie vergessen, was der Glaube ihnen unfehlbar in der Ewigkeit verheißt. So wandern sie, Männer, Weiber, Kinder und Greise, in's Unbekannte hinaus und wissen am Morgen nicht, ob sie am Abende ein Stücklein Brod finden werden, um ihren Hunger zu stillen.

Besonders eine dieser traurigen Wanderergruppen hat mich mit Traurigkeit erfüllt. Der Vater trug in einer Kiepe das wenige armselige Hausgeräthe und führte an der Hand einen kleinen Knaben. Dieser letztere stach in seinem Äußern überaus traurig gegen jene Frische und Munterkeit ab, die man an diesem Alter gewohnt ist. Mit setner gerunzelten Stirn, den eingefallenen Wangen und dem Stocke, welcher seine Schritte unterstützte, machte er den Eindruck eines ganz abgelebten Greises. Der Vater war nicht weniger entkräftet als sein Sohn; hinter ihm gingen noch zwei andere Kinder, Silber des Glends und fast ganz nackt, der größte etwa zwölf Jahre alt, der kleinste drei bis vier Jahre. Alle zwei weinten; ihr Muth war zu Ende; der jüngere konnte sich nahezu nicht mehr aufrecht halten und der andere besaß nicht die Kraft, ihn zu tragen. Zuletzt kamen zwei Frauen, wahre Gespenstergestalten, vermutlich Mutter und Großmutter der kleinen Unglücklichen. Da man allen Chinesinnen von Jugend auf ihre Füße schrecklich verunstaltet, so können Sie sich denken, was diese Ärmsten ausstehen mußten, die, von Hunger erschöpft und von Kälte durchdrungen, wochenlang solche Gewaltmärsche auf den steinigten Bergwegen zu machen hatten. Die zwei armen Frauen boten denn auch wirklich einen mittheiderregenden Anblick dar. Auf dem Rücken der jüngeren hing, von einem Gurte festgehalten, ein kleines wimmerndes Wesen im kläglichsten Zustande. Die andere Frau, die alte Großmutter, war blind. Krampfhaft umklammerte sie mit ihrer welken Hand den Bambusstock, der ihr zur Stütze diente; mit der andern lehnte sie sich an die Schulter ihrer Tochter, auf der gleichsam das Elend dreier Generationen zugleich lastete.

Kürzlich, während ich auf Mission in einer Nachbargemeinde war, sah ich einen großen prozessionsähnlichen Zug heidnischer Familien, die nach Schensi hinwanderten. In diesen betrübnen Zeiten sind besonders die kleinen Mädchen zu beklagen, die von heidnischen Eltern geboren werden. Dieselben werden vielfach von ihren eigenen Müttern verkauft, verschenkt, liegen gelassen oder ertränkt. Im Laufe dieses Jahres habe ich das Glück gehabt, ziemlich viele dieser hilflosen Geschöpfe aufzulesen. Gegenwärtig sind noch 26 der-



selben am Leben; die übrigen sind zum Himmel eingegangen, um unter den Chören der Engel dieses Erdenlebens zu vergessen.

Wolle Gott, daß in den reichen Städten Europa's edelmüthige Christen dann und wann auch an unsere schwergeprüften Neophyten denken, die hier aus Mangel an ein wenig Brod dahinstarben, sowie an die armen Heiden, deren Seelen, obwohl um den Preis des Blutes eines Gottes erkaufte, zu Grunde gehen, weil man ihnen keine Almosen geben kann."

### Südafrika.

**Apostol. Vikariat Natal.** Unser seeleneifriger Landsmann P. Stephan Hammer aus der Congregation der Oblaten Mariä sandte uns unter dem 14. Februar 1884 von Bloemfontein die folgende interessante Skizze über die Missionsgeschichte des Oranje-Freistaates zu, welche ein recht anschauliches Bild der dortigen Verhältnisse entwirft. Möge „das Morgenroth der frohen Hoffnung“, das der Missionär schon zu sehen glaubt, wirklich bald den Tag der Rückkehr zur alten Mutterkirche bringen!

„Die katholischen Missionen haben meines Wissens bis jetzt noch niemals eingehender des Oranje-Freistaates im Süden Afrika's gedacht, obwohl dieser Theil der südafrikanischen Missionen manches Interessante bieten dürfte. Ich erlaube mir daher, einige kurze Notizen über dieses Missionsgebiet mitzutheilen.

Es ist noch nicht sehr lange her, seit die katholische Kirche ihren gesegneten Fuß in dieses jetzt noch öde und trostlose Land setzte. Viele unserer Katholiken erinnern sich noch ganz deutlich des ersten Priesters P. Hoenderwanger, der unter ihnen weilte und der noch nicht gar lange in seinem Vaterlande Belgien zur ewigen Ruhe hinüberging. Der Oranje-Freistaat selber ist ja noch ganz jung an Jahren. Er wurde gegründet durch Voers, welche früher in Natal ansässig waren, aber in Folge der Annexion Natal's durch die Engländer im Jahre 1844 weiter gegen das Innere zogen, die Kaffern vertrieben oder unterwarfen und sich auf's Neue zwischen den Drachenbergen und dem Vaalsflusse niederließen. Sie glaubten im vollen Besitze der von ihnen am höchsten geschätzten Güter „freedom and grass“, „Freiheit und Gras“ zu sein, als sie auch hier wieder englische Eroberungssucht verfolgte. Unter Vorgeben, daß sie englische Unterthanen wären, forderte man ihre Untermüthigkeit; doch nur Kanonen und Soldaten waren im Stande, die trotzigsten Voers zu zwingen. Dieß geschah im Jahre 1848. Es war noch verhältnißmäßig leicht für die Engländer, den Freistaat zu erobern; schwerer dagegen wurde es ihnen, das eroberte Land zu behaupten und zu beschützen. Nicht nur waren die Voers im Herzen rebellisch, sondern auch die schwarzen Fürsten der Berge, welche freilich genöthigt durch die „Bumbums“ oder Voers, diesen die „Erlaubniß“ gegeben hatten, sich auf ihrem Gebiete niederzulassen, vermeinten immer noch in ihrer primitiven Erziehung, die eigentlichen Gebieter des Landes zu sein. Moseš, der große Häuptling der Basutos, ließ den Voers sagen, er habe ihnen „die Kuh bloß zum Melken“ geliehen, sie dürften sie nicht weggeben; und als sie nun sahen, daß trotz ihrer Einsprüche die englische Fahne auf der kleinen Bergveste zu Bloemfontein aufgezogen war, suchten sie durch unausgesetzte Räubereien und Mordthaten den Eroberern das Leben zu verbittern. General Harry Smith, einer von den wenigen damals noch lebenden Helden von Waterloo, fühlte sich mit seinem kleinen Häuflein zu schwach und mußte es durch seine, wie man sagt, sehr düster gefärbten und übertriebenen Schilderungen dahin zu bringen, daß England auf den Freistaat verzichtete und ihn als unabhängigen Boerenstaat anerkannte (1854). Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten zu berichten, welche nach der Unabhängigkeitserklärung des Freistaates geschahen. Ich erwähne nur des großen zweijährigen Krieges mit den Basutos, der, hätte England nicht neuerdings intervenirt und die Eingeborenen unter seinen königlichen Schutzmantel genommen,

nach Aussage der Voers mit gänzlicher Unterjochung der unruhigen Basutos geendet hätte. Immerhin war das Resultat des Krieges ein befriedigendes für die Voers. Ein großes, fruchtbares Stück Land längs des Caledon und eine ungeheure Heerde Hornvieh, Pferde und Schafe als Entgelt für Kriegskosten wurden dem Freistaate zugesprochen; außerdem übernahm England die Verpflichtung, die Grenzen gegen neue Gewaltstreiche der Basutos zu schützen (1865). Seitdem war Basutoland ein „festes Kreuz“ für die englische Regierung und wird es wohl noch lange bleiben, während der Freistaat unter Leitung eines weisen und sehr populären Präsidenten, Joh. Brand, sich zu einem wohlhabenden Land emporzuarbeiten sucht.

Nach dieser kurzen Darstellung der „Urgeschichte“ des Freistaates wollen wir Einiges über den Anfang der katholischen Mission und deren spätere Erfolge berichten.

Mit den englischen Truppen war eine gute Anzahl katholischer Soldaten, besonders Irländer, nach dem Freistaate gekommen, und sie hatten sich, Einige nach gesetzlich erlangtem Abschied, Andere nach Desertirung von der Armee, als Farmer oder Handelsleute niedergelassen. Bischof Devereux, apostolischer Vikar der östlichen Provinzen, hatte P. Hoenderwanger zu ihnen gesendet, der nun auch, nachdem der Freistaat zur selbstständigen Republik geworden, in Bloemfontein, der Hauptstadt des Landes, zurückblieb und seine seelsorgliche Thätigkeit durch das ganze Land hin ausdehnte. Er sah harte Tage. Die calvinischen Voers haßten nichts mehr auf der Welt, als die Katholiken und deren Religion. Fanatisirte Prediger, die für ihre Zukunft bange waren, heßten durch Wort und Schrift in unedler Weise, während der Pater durch seine apostolische Liebe und Geduld festen Grund zu fassen suchte. Gut war's, daß er noch zur Zeit englischen Commando's ein geeignetes Stück Land für eine Kirche und Schule zu erhalten mußte, von der Voers-Regierung hätte er es später kaum für schweres Geld erkaufen können. Der Katholiken gab es in Bloemfontein selbst nur wenige, die meisten wohnten in großen Entfernungen auf Bauernhöfen, so daß das Leben des Priesters ein beständiges Wanderleben voller Mühsale und Leiden war. Unterdeß wurde Monseigneur Allard, aus der Congregation der Oblaten der unbefleckten Empfängniß, zum apostolischen Vikar von Natal ernannt. Sein Vikariat umfaßte neben Natal, Transvaal, Zululand und Basutoland auch den Oranje-Freistaat. Sofort sendete er denn auch zwei Priester nach Bloemfontein, woraufhin P. Hoenderwanger, reich an Verdiensten um die Mission, von seinen Obern nach Belgien zurückberufen wurde. Um diese Zeit, das Jahr 1870, fällt die Auffindung der Diamantfelder, welche, wie überall in Südafrika, so auch im Freistaate einen ungeahnten Aufschwung herbeiführten. Aus allen Weltgegenden, und nicht zum wenigsten aus der deutschen Heimath, strömten die Leute herbei, und wenn sie auch nicht gerade die Diamanten von der Straße auflesen konnten, wie sie sich vielleicht eingebildet, so war es ihnen doch leicht, mit einiger Sparsamkeit zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen. Mit Zunahme der Bevölkerung wuchs natürlich auch die Zahl der Katholiken. Eine Klosterschule wurde eröffnet und die Leitung den Schwestern der heiligen Familie anvertraut. Eine bessere und größere Kirche wurde gebaut, und katholisches Leben blühte zum großen Ärger der calvinischen Prediger und der andern englischen Secten in erfreulicher Weise. Es schien die Zeit gekommen, wo die Katholiken an die Eroberung ihrer politischen Gleichberechtigung mit andern Confessionen denken konnten. Bis dahin nämlich waren sie von der Republik bloß geduldet und von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Mehrere muthige Katholiken, obwohl vom Präsidenten selber vorgeschlagen und gebeten, weigerten sich nun, Stellen zu bekleiden, die sie nach dem Gesetze nicht bekleiden durften. Der „Express“, die leitende Zeitung des Staates, von einem bayerischen Katholiken redigirt, nahm sich kräftig der Sache an. Eine allseitige Agitation wurde eröffnet. Mehrere Mitglieder des Parlaments (Volksraad) englischer und deutscher



Nation hielten begeisterte Neben für Toleranz und Freiheit. Endlich war der Troß der Voers gebrochen und den Katholiken vollständige Gleichheit mit andern Religionsgenossen gewährt (1880). Seitdem wird der Verkehr mit den Voers immer offener und freundlicher. Das Eis ist geschmolzen, der gefrorene Boden thaut auf. Die gute und ehrenwerthe Aufführung unserer katholischen Farmer macht täglich mehr Eindruck auf die beobachtenden Voers, und mehr wie Einer zweifelt an der Wahrheit dessen, was ihm in der Jugend von seinem verbiessenen 'Leeraar' eingeprägt wurde. Mehrere brachten es sogar über sich, ihre Töchter in die Schule der Schwestern zu schicken, obwohl für die Erziehung ihrer Kinder von Staatswegen auf's allerbeste gesorgt ist. Ja, im letzten 'Volksraad' wurde sogar den Katholiken auf deren mehrmals wiederholte Petition eine Staatsunterstützung von 100 Lfr. (2000 Mark) zu gut geschrieben. Welch ein Contrast zu früheren Jahren! Die erstaunliche Opfer-

willigkeit unserer wenigen Katholiken zu Bloemfontein, die kaum die Zahl von 300 Seelen erreichen, hat es ermöglicht, freilich unter Mithilfe anderer Wohlthäter, in einem Zeitraume von sechs Jahren eine zweistöckige Klosterschule, eine neue Kirche und eine geräumige Pfarrschule zu erbauen, und während ich dies schreibe, ist eine bessere Wohnung für die beiden zu Bloemfontein residirenden Priester im Baue begriffen. Ehre den guten Katholiken Bloemfonteins!

Da mit Ausnahme von Jagersfontein, wo die Auffindung von Diamanten im Jahre 1881 auch mehrere Katholiken herbeilodete, in keinem andern Plage eine katholische Kirche existirt, so hat auch jetzt noch ein Pater jährlich auf einem Karren oder Ochsenwagen das Land nach West, Süd, Nord und Ost zu durchziehen und den vielen in der Diaspora wohnenden Katholiken die Tröstungen und Segnungen unserer heiligen Religion zu bringen. 14 Jahre hatte Pater Vompert, der unerforschene Kaffern-Missionär, dieses Werk



Der große Nil-Katarakt von Schellal.

beforgt, und als er nun endlich ermüdete und zu kränkeln anfang, wurde es mir als einer noch jungen Kraft anvertraut. Sechs lange Monate fuhrwerkte ich dann kreuz und quer im Freistaate herum; alle katholischen Farmer suchte ich auf, in alle Winkel trachtete ich einzubringen und, Gott sei Dank, viel Gutes kam zu Stande.

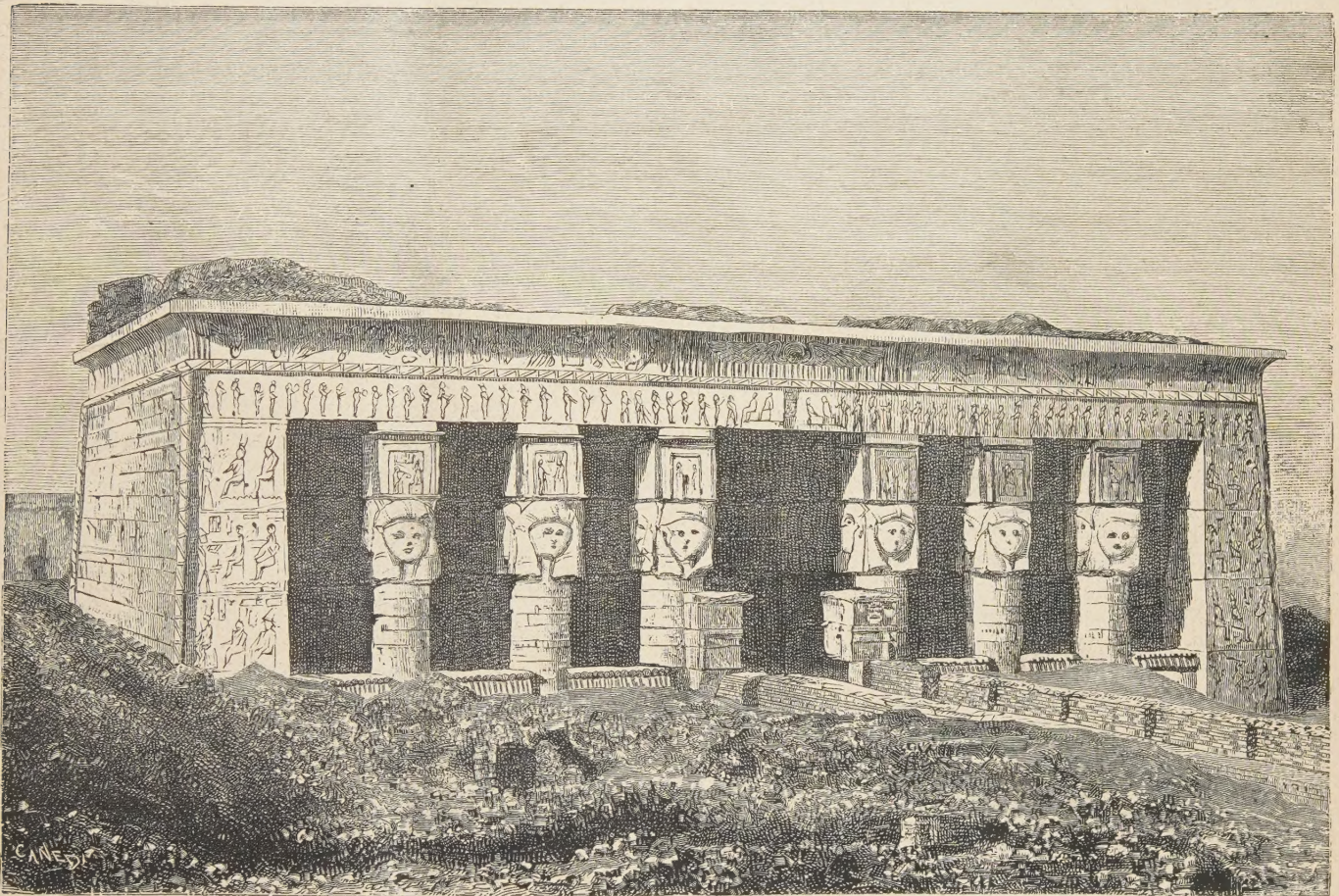
Der Trost, den der Missionär empfindet, wenn er den Jubel sieht, den sein Erscheinen unter den armen Leuten hervorruft und wie Alle mit dem besten Willen und größtem Eifer sich den Sacramenten nahen, entschädigt ihn reichlich für all das Herbe, das mit einer solchen Missionsreise durch weite, bürre Grassfelder, in Regen und Sturm, in glühender Sonnenhitze und bitterer Winterkälte nothwendig verbunden ist. Natürlich gibt's auch hier wie überall verrostete Sündenherzen, denen die Ankunft des Priesters nur unbequem ist. Doch fand ich im Ganzen nur drei oder vier, die

sich weigerten, die heiligen Sacramente zu empfangen. Der Zustand unserer Katholiken, die in kleinen Dörfern wohnen, ist bei weitem nicht so erfreulich, wie der unserer katholischen Farmer. Denn in solch' kleinen Städtchen befinden sich protestantische Kirchen und Schulen aller Farben. Die Kinder werden natürlich dann zur protestantischen Schule geschickt und wohnen meistens auch dem protestantischen Religionsunterrichte bei. Die Mutter oder der Vater selber werden indifferent in ihrem Glauben, besonders wenn die Ehe, wie nur zu häufig, eine gemischte ist, und kümmern sich wenig um die Erziehung ihrer Kinder in der katholischen Religion. Und so wächst ein halbkatholisches Geschlecht heran, welches über unsere Mission viel Unheil bringen wird. Ich habe deshalb unserm Bischof vorgeschlagen, in einigen dieser kleinen Ortschaften Schulen errichten zu lassen, wo zwei oder drei Schwestern täglichen Unterricht



ertheilen könnten. Alsdann mußte ein Pater, so oft nur immer möglich, dieser Mission einen Besuch abstatten und die in der Nähe wohnenden katholischen Farmer veranlassen, bei solchen Visiten mit ihren Angehörigen zur Kirche zu kommen. Dieß ist so der Brauch bei den Boers. Fast monatlich fahren sie auf ihrem Ochsenwagen ins nächstgelegene Dorf oder Städtchen zum 'Nachtmahl', und ich muß gestehen, der Eifer und die Beständigkeit, die sie hierin an den Tag legen, sind einer bessern Sache werth. Um den Kindern der ärmeren katholischen Farmer Gelegenheit zu geben, sich besser in der Religion unterrichten zu lassen und besonders um sich gehörig zur ersten heiligen Communion vorzubereiten, wäre es gut, sie für zwei, drei Monate auf einer Missionsstation im Basutoland, wo die Lebensmittel nicht so theuer wären, der Leitung der dortigen Missionäre und Schwestern anzuvertrauen. Allein alles dieß sind Pläne und Vorschläge und werden es wohl noch lange bleiben müssen. Denn

Geld in den Händen von Missionären ist ein seltenes Ereigniß, und Geld, viel Geld braucht man hier, selbst um Kleines zu Stande zu bringen. Mit Dank muß ich auch der Gastfreundschaft gedenken, die mir allüberall auf meiner Missionsreise von den Boers geboten wurde. Nur zweimal hatte ich Gelegenheit, den alten Haß der Boers gegen alles Katholische an mir zu erfahren. Ich hatte mich verirrt. Dazu regnete es beständig, und die Wege waren fast unfahrbar. In der Hoffnung, bald einen andern Weg zu finden, fuhren wir muthig darauf los über Steine und Gräben und gelangten endlich an ein schönes Farmerhaus. Da die Pferde müde waren und es anfang zu dunkeln, während noch immer der Regen niederströmte, wollte ich mein Nachtquartier auf dieser Farm aufschlagen. Allein der 'roomsche predicant' kam dieses Mal schlecht an bei dem grimmig aussehenden Boer. Auf der Stelle mußte ich wieder einspannen und sein Gebiet verlassen; kaum daß er meinem



Der Isis-Tempel zu Dendera.

Kaffee den Weg zeigen wollte. Ein anderes Mal kam ein Boer in das Haus einer katholischen Familie, bei der ich mich gerade aufhielt. Da er sah, daß die Leute Vorbereitungen trafen zu meiner Abreise, und es sich herausstellte, daß er denselben Weg wie ich zu machen habe, so bot er sich an, den fremden Herrn zu begleiten. Er wurde mir also vorgestellt; allein sobald er wahrnahm, ich sei ein 'roomsche predicant', rannte er zur Thüre hinaus, sprang auf seinen Karren und eilte davon, wie vom Teufel gejagt. Wir Andern schauten uns lange an in gegenseitigem Erstaunen über das originelle Ereigniß und lachten dann aus vollem Herzen über die kindische Furcht des Mannes. Wie gesagt, sind solche Ausbrüche calvinischen Hasses vereinzelte Fälle. Trotz allen Wühlens von Seite der Diener am Wort schwinden immer mehr die lächerlichen Vorurtheile des betrogenen Volkes, und wir sind zur Hoffnung berechtigt, daß in nicht

gar ferner Zukunft die Sonne der Wahrheit das Dunkel des Irrglaubens aus diesem Lande verschreiben und das Volk zu einem wahrhaft 'freien' machen wird. 'Die Wahrheit wird euch frei machen.'

Ich nannte im Anfang den Freistaat ein noch ödes und trostloses Land. So ist's. In kirchlicher Beziehung freilich leuchtet das Morgenroth einer frohen Hoffnung für die Rückkehr des Landes zur Heimath, zur katholischen Kirche; allein was seine physische Beschaffenheit betrifft, so sieht's noch recht traurig aus und ist wenig Aussicht vorläufig auf ein rasches Aufblühen. Nichts als weite Grasflächen, auf denen hin und wieder ein niedriger Strauch emporwächst, von einem Ende zum anderen. Kahle, äußerst regelmäßig aufgethürmte und einander ähnlich sehende Hügel (kopjes), die großen Steinhaufen gleichen, unterbrechen zuweilen die flache



Einförmigkeit des Bodens. Keine Wälder, keine kultivirten Felber, keine Bäume; einige Büsche, die aber im Winter fast gänzlich austrocknen. Es ist nichts langweiliger, als so eine Reise durch den Dranje-Freistaat. Man kann oft 10 bis 12 Stunden fahren, ohne einem Menschen zu begegnen. Das Haupterforderniß für die Wohlhabenheit des Landes ist Wasser. Wäre genügend Wasser da, der Freistaat könnte ein wahres Paradies werden. Alles wächst und gedeiht unter dieser Bedingung. Um nur das allernothwendigste Wasser zu haben, gerade genug, um zwei oder drei eingefriedigte Acker Landes bebauen zu können, hat jeder Farmer an einer tieferliegenden Stelle ein oder zwei Dämme aufgeworfen, wo das Regenwasser aufgefangen wird. Auch hat man angefangen, Brunnen zu bohren, aber meistens mit ungenügendem Resultat, da die Quantität, die man findet, nur gering ist. Der Hauptreichtum der Boers besteht in ihren unermesslichen Viehheerden. Manche zählen ihre Schafe zu Tausenden, ihre Pferde und Ochsen zu Hunderten. Mehrere geben sich auch mit Straußenzucht ab und meist mit gutem Erfolg.

Augenblicklich befindet sich das Land in einer kritischen Lage. Der gewohnte Regen ist ausgeblieben, die Teiche sind vertrocknet, das Gras von einer glühenden Sonne bis zur Wurzel ausgebrannt. Das Vieh fällt in Masse dieser Dürre zum Opfer. Der Präsident hatte einen öffentlichen Buß- und Bettag angeordnet, allein der Himmel blieb blau und klar. Zu diesem Elend kommt noch der bankrotte Zustand der Diamantfelder, der auf alle Geschäfte Süd-Afrika's einen hemmenden Rückschlag ausübt. Keine Arbeit und in Folge dessen Hunderte, ja Tausende von jungen Leuten im Elend. Ich zählte an Einem Tage zwölf solcher unglücklichen Menschen, die von den Diamant- oder Goldfeldern zu Fuß den weiten Weg nach Bloemfontein gekommen waren und nun beim armen Missionär um Arbeit und Brod bettelten. Natürlich leidet auch die Mission unter dieser allgemeinen Noth. Möge der liebe Gott unser Gebet bald erhören.“

### Sudan.

Zur Ergänzung des Berichtes über den Wüstenmarsch der Missionskarawane, die wir bis Bir Murrah (Bitterbrunnen) begleitet hatten (vgl. S. 85), dient folgendes Schreiben aus Schellal bei Assuan vom 27. Januar 1884, welches der Missionär Dominicus Vincentini an den Obern von Verona richtete:

„Ich denke, daß Sie meinen Brief, den ich von Murrah aus geschrieben und dem Kameeltreiber der Post, der an jenem Tage von dort abging, mitgegeben, bereits erhalten haben. Murrah ist die einzige Station auf unserem Wege, wo sich zu jeder Zeit des Jahres Wasser findet; aber das Wasser ist bitter, daher der Name Murrah, den man dieser Haltestelle gegeben hat. Es sind baselbst verschiedene Brunnen von ungefähr zwei Meter Tiefe, die durch die Obforge des Scheichs der Straße gegraben worden sind. Ihr Hauptzweck ist, die Kameele zu tränken, welche die 8 bis 10tägige „Überfahrt“ (denn von einer solchen kann man bei dem „Schiff der Wüste“ schon reden) nicht aushalten könnten, ohne wenigstens einmal zu trinken. Die Menschen ziehen es vor, das schwarze und unappetitliche Wasser des Nil zu genießen, das in Schläuchen mitgeführt wird, und nicht das klare Wasser von Murrah. Im Nothfalle aber kann auch dieses genügen, und vornehmlich die Kameeltreiber trinken es, um das gute für die Reisenden aufzubewahren. Wir füllten 160 „Gerben“ oder Wasserschlänche mit demselben; denn das Wasser, welches wir von Abu-Hammed mitgenommen hatten, war theils aufgetrunken worden, zum großen Theile aber ausgeronnen, weil die Schläuche, die uns die Regierung in Verber verkauft hatte, sehr übel in Stand waren. Der noch übrige Theil der Reise in der Wüste von Murrah bis Korosko war besser als derjenige der vorhergehenden Tage; der Wind legte sich allmählich und die Temperatur milberte sich um Vieles; wenn es auch in der Nacht ziemlich kühl war, so hatte man

doch bei Tag 22–24° R. im Schatten. Am 13. Januar, eine Stunde vor Sonnenuntergang, kamen wir in Korosko an, wo wir schon eine Dahabiah (Nilschiff) bereit fanden, welche von Schellal gekommen war. In dieselbe begaben sich sogleich die Schwestern mit den Negerinnen; in der folgenden Nacht traf von Wabi-Halsa auch die andere für uns und unsere Leute ein.

Am Tage darauf setzten wir, gegen elf Uhr in der Nacht, beim Scheine des Mondes unsere Reise fort. In längstens vier Tagen hofften wir unser liebes Schellal zu erreichen; allein ob des widrigen Windes konnten wir nur sehr kleine Tagereisen machen, so daß wir neun Tage zu dieser Fahrt brauchten. Übrigens hatten wir so Gelegenheit, öfter an's Land zu steigen und einige der alten heidnischen Tempel<sup>1</sup> zu besuchen, die sich auf dem linken Ufer des Nil befinden. Unter diesen erinnere ich mich mit Vorliebe an den von Dakkeh, ungefähr einen halben Grad jenseits des nördlichen Wendekreises, weil derselbe augenscheinliche Zeichen darbietet, daß er wenigstens für einige Zeit in eine christliche Kirche verwandelt war. In der That sieht man im Langschiff, dem besterhaltenen Theile des Tempels, unter dem Gebälke das Bild eines heiligen Bischofs. Er hat einen Heiligenschein um das Haupt und trägt die bischöflichen Gewänder. Auf einer Seitenwand ist in halber Figur das Bild der allerseligsten Jungfrau angebracht. Auf der Vorderwand befindet sich eine Malerei, die den guten Hirten darstellt, wie er das Schäfchen auf den Schultern trägt. Er steht zwischen zwei Heiligen, die mir ihrem Gewande nach Mönche scheinen und wahrscheinlich St. Paulus und St. Antonius, die Patriarchen des Einsiedler- und des Mönchslebens, vorstellen. Deshalb macht dieses Gebäude, obgleich ehemals ein Gözentempel, einen erhebenden und ehrwürdigen Eindruck, zumal wenn man bedenkt, daß hier gewiß viele Jahre hindurch das heilige Messopfer dargebracht worden ist, und sich der vielen eifrigen Christen erinnert, die hier in längstenschwundenen Zeiten ihre Andacht verrichteten. Jetzt ist der Ort ganz verlassen und der Gewalt der Zeit preisgegeben, welche auch die stärksten Bauwerke, wie dieses eines ist, zu zerstören vermag. Auch in dem Tempel auf der berühmten Insel Phylä, die so viel von englischen Touristen besucht wird, finden sich Spuren von Benützung zu einer christlichen Kirche; doch davon werde ich Ihnen vielleicht ein anderes Mal berichten. Inzwischen kamen wir am 22. des laufenden Monats Morgens in Schellal an, wo uns der hochwürdigste apostolische Vikar mit Besorgniß erwartet hatte; derselbe hatte nicht eher Ruhe, als bis er uns in seinen Armen sah. Seit einiger Zeit war er ganz damit beschäftigt, das Haus der Mission wieder herzustellen; er hat schon viel gethan; aber es bleibt immerhin noch Vieles zu thun übrig, vorzüglich um die Wohnung der Schwestern einzurichten; unterdessen sind wir gut genug für arme Missionäre Inner-Afrika's eingerichtet. Ein guter Theil unserer Christen wohnt in zwei gemiethten Nilschiffen, bis man ihnen ein Häuschen nach dem Gebrauche des Landes erbaut haben wird.

Wir dürfen Gott dem Herrn und unserem hochwürdigsten Oberhirten, Msgr. Sogaro, wohl dafür danken, daß wir Chartum verlassen haben. Wenn wir acht oder vierzehn Tage geögert hätten, wäre es zu spät für uns gewesen; denn, wie wir heute erfahren

<sup>1</sup> Unter diesen Tempelruinen ist namentlich der Isis-Tempel von Denbära (siehe die Abbildung S. 153), 50 Kilometer nördlich von den Ruinen des alten Theben, hochberühmt. Er ist einer der am besten erhaltenen Tempelbauten aus der Zeit der Ptolemäer. Unter Cleopatra und ihrem Sohne Ptolemäus Cäsarion scheint er begonnen, unter Nero vollendet zu sein. In einer der Tempellammern fanden 1798 die Franzosen die Abbildung eines Thierkreises mit astronomischen Bestimmungen; sie brachten den merkwürdigen Stein nach Paris, und ungläubige Professoren wollten daraus einen Beweis gegen die Bibel machen. Allein der Unglaube mußte auch diese Wasse in kurzer Zeit fallen lassen, und heute magt man nicht mehr mit dem Thierkreis von Denbära zu kommen.



haben, ist Chartum bereits von den Aufständischen umschlossen. Werden wir hier wohl lange Zeit Frieden genießen? Wir wollen beten und hoffen."

Einer Nachricht zufolge, welche der „Daily Telegraph“ durch seinen ägyptischen Correspondenten von dem „katholischen Bischof des Sudan“ (Migr. Sogaro, der apostolische Präsekt von Centralafrika, ist wohl gemeint) erhalten haben will, wären in El Obeid 30 Europäer mit Gewalt zum Islam gezwungen worden und sollen sieben Priester und vier Schwestern kürzlich ermordet worden sein. Drei Priester seien vier Tage lang nackt der Sonne ausgesetzt worden und bald nach dem Falle von El Obeid gestorben. — Wir wollen hoffen, daß sich diese Trauerbotschaft nicht bestätige; jedenfalls enthält die Nachricht des „Daily Telegraph“ mehrere Unrichtigkeiten. Unter den Gefangenen des Mahdi befinden sich die drei Priester Bonomi, Ohrwalder, Rossignoli, der Cleriker Locatelli, der Laienbruder Regnotto und die Schwestern Marietta Caprini, Theresia Grigolini, Concetta Corfi, Katharina Ghincarini, Elisabeth Venturini und Fortunata Quassé. „Bald nach dem Falle von El Obeid“ ist keiner der Missionäre gestorben.

### Nordamerika.

**Indianermission im Felsengebirge.** P. Prando S. J. erzählte uns neulich (S. 42) von seiner Wirksamkeit unter den „Schwarzfüßen“ und wie er von dem protestantischen Agenten aus ihrer Reservation vertrieben wurde. Der folgende Brief gibt die Fortsetzung seiner Erlebnisse:

„Meine letzten Zeilen berichteten Ihnen, wie ich von dem Agenten aus keinem andern Grunde aus der Reservation verjagt wurde, als weil ich katholischer Priester bin. Nun, ich schrieb ihm noch am gleichen Tage einen Brief, in welchem ich ihm verschiedene ungeschminkte Wahrheiten zur Beherzigung vorlegte, damit er seine ungerechten Befehle abändere. Dann kümmerte ich mich wenig um sein Verbot, setzte täglich über den Grenzfluß und unterrichtete die Wilden vom Morgen bis zum Abend. Natürlich erfuhr der Agent das alles, aber that, als wüßte er nichts. Manchmal drang ich längs der Straße 16 (engl.) Meilen weit in das Innere der Reservation vor und setzte in dieser Weise den Unterricht der Indianer bis zum 20. Juni (1883) ruhig fort. An diesem Tage traf eine Compagnie Soldaten unter dem Befehle Colonel Kents ein und lagerte sich am Ufer des Birch Creek, nicht weit von unserer Kapelle. Sie waren in aller Eile herbeordert worden, weil ein Streit zwischen den Indianern und einigen Weißen ausgebrochen war. Colonel Kent ist Protestant, aber ein Mann von Bildung; er lud mich öfter zu Tisch, wenn ich gerade im Fort Shaw predigte, bebauerte sehr meine Vertreibung und sagte mir, er werde an zuständiger Stelle davon Meldung machen. Bald nach meiner Ankunft wünschte er von mir Belehrung über manche Fragen betreffs des Verhältnisses zwischen den Indianern und Weißen. Später sagte er, der Agent sei jedenfalls nicht sonderlich schlau; sonst hätte er den Vortheil sehen müssen, der ihm aus der Anwesenheit katholischer Priester erwachse, welche von den Indianern so sehr geliebt würden; und er fügte bei, wenn er Agent wäre, so würde er mehr darauf halten, einen Priester bei sich zu haben, als eine ganze Compagnie Soldaten. Ferner versprach er mir, meine Sache beim Agenten zu vertreten.

Bald nachher lud mich der Colonel ein, ihn zum Häuptling White Galf (Weißes Kalb) zu begleiten und sein Dolmetscher zu sein. Als wir den Fluß hinter uns hatten, machte ich ihn auf das Glend aufmerksam, welches unter den Indianern herrschte. Hier und dort sah man ein kleines Stück Land mit der Hade umgeben; in den Hütten hauste die äußerste Noth. White Galf empfing uns freundlich und gab sich in seinem Gespräche einzig Mühe, uns von

der Nothlage der armen Indianer zu überzeugen, welche Hungers sterben. Die Noth sei so groß, sagte er, daß selbst seine Kinder, die Kinder des obersten Häuptlings, weinend den Vater umringten und nach einem Bissen Brod schrien, und daß es ihm vor lauter Hunger oft schwarz vor den Augen werde. Der Colonel entsetzte sich vor dieser Schilderung und überzeugte sich mit seinen eigenen Augen von der traurigen Lage und Knechtschaft dieses armen Volkes.

Einige Tage später kam auch Colonel Gibson, der Commandant des Forts. Da Colonel Gibson Katholik ist, hielten wir es für das Beste, Colonel Kent zum Agenten zu senden; denn wenn selbst dieser die Vertheidigung der Schwarzfüße übernahm, konnte man es keiner Voreingenommenheit beimessen. Durch Colonel Kents Vorstellungen, der Agent müsse den katholischen Missionären volle Freiheit gewähren, wurde der Agent so verwirrt, daß er kaum eine Entgegnung fand. Endlich verschänzte er sich hinter die falsche Behauptung, ich hätte Zwietracht unter den Indianern ausgestreut und buhle um ihre Freundschaft. (Commovet populum docens: „Er wiegelt durch seine Lehre das Volk auf“.) Und da er sich auch so nicht aus der Verlegenheit helfen konnte, bat er den Colonel, er möge doch die Güte haben, ihm seine Bemerkungen am folgenden Tage schriftlich zu übersenden. Colonel Kent entsprach dieser Anforderung und widerlegte eingehend alle Einwürfe des Agenten; der letztere hielt es jedoch nicht für gerathen, seine Antwort schriftlich zu geben, wie der Colonel gewünscht, sondern sandte einfach zwei Arbeiter von der Agentur mit der Erklärung, er sähe sich nicht veranlaßt, die gewünschte Erlaubniß zu gewähren. Colonel Kent war außer sich über einen so unerwarteten Bescheid und verließ mit seinen Soldaten am folgenden Morgen die Grenze der Reservation, weil es ihnen an Vorrath mangelte. Bei meiner letzten Unterredung sagte ich dem Colonel, ich hätte mich seit meiner Vertreibung aus der Reservation darauf beschränkt, die Indianer in der Nähe des Birch Creek zu unterrichten, um jeden Streit mit dem Agenten zu vermeiden; fernerhin aber sei ich gesonnen, die ganze Reservation, dem Agenten zum Troste, zu durchstreifen und mich auf mein gutes Recht als ein Weißer zu berufen, indem ich recht wohl weiß, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten Religionsfreiheit für Alle gewährleistet.

Einige Tage später ging ich zur Agentur wegen einer allgemeinen Statistik des ganzen Stammes der Schwarzfüße. Die Indianer versammelten sich zu einem Feste in der „Medicinhütte“. Ich blieb drei Tage in ihrer Mitte, durchstreifte das ganze Lager und kam wiederholt zu Fuß und zu Pferd an der Wohnung des Agenten vorbei. Derselbe sah mich und schien verwundert, hielt es aber für besser, mir kein Wort zu sagen; so betrachtete ich die Sache für erledigt. Ich denke, der Agent wollte es aus nachtheiligen Gründen vermeiden, katholische Priester officiell zum Aufenthalte in der Reservation zu ermächtigen, werde jetzt aber ruhig zusehen; denn sein Gespräch mit dem Colonel hat ihn doch etwas in Angst gebracht. In dieser Voraussetzung schickte P. Damiani zwei Werkleute, um unsere Wohnung zu vollenden und zu vergrößern. In einer Woche war Alles fertig, und wir haben jetzt eine 7 Meter breite und 16 Meter lange Kapelle. Als wir die Indianer endlich eintreten ließen, erklärten wir ihnen, das sei das Haus Gottes, und es gezieme sich deshalb nicht, in demselben zu schwächen oder gar zu rauchen. Ich bemerke, daß diese Ermahnung sehr guten Eindruck machte und daß das Benehmen der Indianer mich sehr erbaute. Ich eröffnete den Gottesdienst mit einer Christenlehre; darauf folgte die heilige Messe und beim Evangelium eine kurze Ansprache über die Bedeutung der Kirche. Nach der Messe war noch eine Christenlehre und als Alles zu Ende war, zündeten die Indianer vor der Kirchthüre in Gegenwart ihrer Häuptlinge die Pfeifen an.

Am darauffolgenden Sonntag war der Gottesdienst viel feierlicher; eine große Anzahl Indianer und Soldaten wohnten ihm bei. Das ganze Indianerlager von Isarka, Männer und Weiber, eilten



herbei, fast alle zu Pferd; man hätte sie für ein Cavallerie-Regiment halten können: so wohl geordnet zogen sie einher. Ich hatte Tags zuvor die Soldaten eingeladen, aber die Bedingung beigefügt, sie müßten während der heiligen Messe knien; denn die Indianer würden Ärgerniß genommen und sich dann ebenfalls geweigert haben zu knien. Die Soldaten kamen in guter Zahl, knieten die ganze Zeit und gaben den Wilden ein sehr erbauliches Beispiel. Beim Evangelium richtete ich zuerst eine kurze englische Ansprache an die Soldaten und predigte dann in der Indianersprache.

Während meines Aufenthaltes starben drei Kinder ohne die heilige Taufe, weil die Eltern aus Unwissenheit mir nichts von dem gefährlichen Zustande derselben meldeten. Es ist überaus schwer, kranke Indianer zu bekehren, wenn sie nicht in den Tagen der Gesundheit wohl unterrichtet wurden; alle Mächte der Finsterniß scheinen sich gegen die armen sterbenden Indianer verbündet zu haben. Zunächst leisten die Eltern einen ganz verstockten Widerstand und verwehren dem Priester jeden Zutritt zu dem Kranken; sie fürchten nämlich, die Gegenwart des Priesters möchte die Krankheit nur verschlimmern. Deshalb suchen sie den Missionär hinzuhalten; sie sagen ihm, er möge wieder kommen, wenn der Kranke, der schon in den letzten Zügen liegt, sich etwas erholt habe. Gerade so erging es mir neulich mit einem armen Indianer, der mehrere Frauen hatte und der ohne Bekehrung starb. Andere Hindernisse entspringen dem Aberglauben, von dem sich die Indianer nur mit der größten Mühe losmachen können. Doch gibt es auch Fälle, wo sie den Priester mit großer Beschwerde weithin rufen. Noch dieser Tage kam ein Indianer mit der Botschaft, daß eine Frau, die ich letztes Jahr gekauft hatte, zu Eiton, 40 engl. Meilen entfernt, am Sterben liege. Ich bestieg mein Pferd, erreichte nach einem sechsständigen scharfen Ritze die Hütte des armen Weibes und hörte ihre Beicht. Sie starb zwei Tage später.

Auf meinem Ritze nach der Mission St. Peter wäre ich beinahe um's Leben gekommen. Ich glaubte an jeder beliebigen Stelle über den Pan River setzen zu können, denn in Folge der Trockenheit schien das Wasser nicht tief zu sein. Als ich aber in die Mitte kam, verlor das Pferd den Boden und wurde von der Strömung auf die linke Seite geworfen. Ich versuchte aus dem Sattel zu kommen und in's Wasser zu springen, zog aber dabei, ohne es zu beabsichtigen, dem Pferde die Zügel stramm an, und dieses faßte mit äußerster Anstrengung wieder einen festen Stand. Ich ließ es einige Augenblicke verschlaufen und erreichte dann glücklich das jenseitige Ufer. Der Todesgefahr entronnen, blickte ich auf das trügerische Wasser zurück und fragte mich, was ich denn in dem entscheidenden Augenblicke gedacht habe. Der Gedanke an den Tod oder an eine Vorbereitung dazu war mir auch nicht entfernt durch den Kopf gegangen; alle meine Gedanken waren mit der Leitung des Pferdes beschäftigt. Später glaubte ich meine Rettung in ganz besonderer Weise der Fürsprache des hl. Joseph verdanken zu müssen; denn auffallender Weise war meine linke Tasche, in welcher ich eine kleine Statuette dieses Heiligen trug, ganz trocken geblieben, während die rechte Tasche von Wasser troff.

Und nun genug für heute. Übermorgen gehe ich wieder nach Birch Creek. Seit meiner Abreise von dort hat der Agent Schwierigkeiten genug bekommen; denn von Hunger getrieben, überfielen die Indianer die Agentur und plünderten die Speisevorräthe. Darauf wurden vom Agenten Soldaten verlangt, sie kamen auch in großer Zahl; als aber Colonel Kent bei der Verproviantirung die Rationen, welche der Agent zu liefern hatte, abwägen ließ, stellte es sich heraus, daß sie das vorgeschriebene Gewicht nicht hatten. Der Colonel machte nun die Sache in Washington anhängig, und ich hoffe, wir werden in der nächsten Zeit von Seite des Agenten keine Schwierigkeiten zu gewärtigen haben."

## Für Missionszwecke.

	Markt.		Markt.		Markt.
Für die dürftigsten Missionen:		Für nothleidende Missionspriester zur		Von J. M. R.	10.—
Aus Remougen: „Zu Ehren des hl. Joseph“	100.—	Verfolgung von heiligen Messen:		Für den kath. Kirchenbau in Basel:	
Von K. R. aus Freyung	100.—	Von Frig, Franz und Ernst G.	10.—	Von M. L. in Eichstätt	10.—
Immaculatae	1.68	„ D. S. in Emsfeld	30.—	„ Fr. Keller, Pfr. in Unterroth	9.71
Von Th. S.	5.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		„ G. W. Menghin in Aachen	10.—
Durch Stadthalter Baron von Gumpenberg		(Südarabien): Von C. Wintholz in Regensburg	10.—	Aus der Pfarrei Geisenhausen	4.—
in Augsburg	6.—	Von Pfr. Wotthan in Frauenreuth	3.36	Durch das „Mainzer Journal“ in Mainz	17.50
„ b. Krausfelder'sche Buchhandl. in Augsburg	10.—	„ Fr. Theres Ganner in Eger	13.44	Für den Bau der Elisabethen-Kirche in	
Oremus et pro paganis	20.50	„ A. S. in München, durch Herber & Co.		Eisenach: Von J. M. R.	10.—
Von Rev. P. Ambus, O. S. F., Ludovico Grobe,		in München	80.—	Von Vikar Dorfmeister in Remsfeld	4.—
D., durch B. Serder, St. Louis, Mo.	4.10	Gräfin R., durch dieselben	10.—	Für Postauf und Unterhalt von Heiden-	
„ Pfr. Winter in Döblingen	7.30	Für die Missionen in Afrika:		kindern: Von J. S.	8.20
„ Buchhalter M. F. in P.: „Zu Ehren des		Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	5.—	Von M. Agnes aus Eichstätt	20.—
heilighen Herzens Jesu“	50.—	„ S. Welz, Erzpriester in Striegau	5.—	„ Kaplan Hohmann in Rüssel	14.—
Durch A. Holzberg, Coop. in Rottenburg	15.—	Vom t. Abvokat Girlich in München	10.—	„ S. M. in Albenhoven	10.—
Von Frig, Franz u. Ernst G.	5.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	4.—	Aus Mautthal: „Dem göttlichen Kinderfreund	
„ F. A. in Prag	16.80	Für das Vikariat Alhabassa-Madengie:		und seiner hl. Mutter“ ex voto	80.—
Aus Schießen, W. B.	7.—	Von Buchhalter M. F. in P.: „Zu Ehren des		„ Redarilium von Fr. M.	10.—
Von J. M. R.	10.—	heilighen Herzens Jesu“	50.—	Von J. Stolz, Pfr. in Weiskirch	21.—
„ Coop. Rohlf in Neutirchen, durch Herber		„ Joseph Karobath, Wähler in Neutirchen	16.80	„ G. W. Menghin in Aachen	10.—
& Co. in München	3.—	Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	5.—	Durch S. Welz, Erzpriester in Striegau	93.—
Vom kath. Pfarrer Mosbach	10.—	Von C. W. Menghin in Aachen	10.—	„ die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	20.—
Aus der Pfarrei Geisenhausen	10.—	Für die deutsche Mission in Porto		Vom kath. Pfarrer Mosbach	5.—
Von Johanna Werner in Redargemünd	4.—	Alegre: Von C. W. Menghin in Aachen	10.—	Durch J. Stopper, Kaplan in Pfullendorf	5.—
V. Stopper, Kaplan in Pfullendorf	10.—	Für die Missionen in Syrien:		Für die Propaganda in Rom:	
Aus Mahen	120.—	Durch Wymandrade	30.—	Von Inspector Diefenbach in Sachsenhausen	10.—
Für die Missionen in China u. Japan:		Für Nordische Missionen:		Für Postauf und Unterhalt von Neger-	
Von der Redaction des „Geo“ und der Boni-		Durch Wymandrade	20.—	kindern:	
facius-Druckerei in Paderborn	338.25	Aus Mahen	120.—	Von Vikar Dorfmeister in Remsfeld	21.—
Dr. F. A. Krutusef, Prof. in Königsgrätz	16.82	Für die Mission in Sammerfest:		Durch B. Schomburg, Kaplan in Glas	21.—
Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	5.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	104.5	„ die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	29.20
Von C. W. Menghin in Aachen	10.—	Für das Missionshaus in Stehl:		„ S. Welz, Erzpriester in Striegau	1.—
Katharina Helbok	1.68	Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	15.—	Pro Papa:	
Aus der Pfarrei Geisenhausen	3.50	Vom kath. Pfarrer Mosbach	5.—	Von F. A. in Prag	8.40
Für die deutsche Mission in Constanti-		Durch J. Stopper, Kaplan in Pfullendorf	5.—	„ Ungenannt	10.—
nopol: Von Kaplan Egen in Gerzbrock	3.—	Für den Kindheit-Jesu-Verein:		Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	18.—
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	241.50	Von K. S. in Redarilium	10.—	„ die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	10.—
Für die Heidenmissionen:		„ einem Kaplan in Budapest	6.72	Von Katharina Helbok	8.10
Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	2017.—	Ex voto: „Dulci cordi Jesu gratias“	8.—	„ Johanna Werner in Redargemünd	4.—
Für die Missionen in Palästina:		Von Pfr. Weiskirch in Breiden	2.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von Pfr. G. in Simmershausen	4.—	Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	33.—	Von K. A. B. S.	12.—
„ Ungenannt	10.—	Von Coop. Rohlf in Neutirchen, durch Herber		„ Pfr. Siebert in Pfullendorf	83.—
Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	1010.—	& Co. in München	12.—	„ M. M. in St. Johann	22.—
„ die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	4.—	Für den Franciscus-Xaverius-Verein:		„ Johann Werner in Redargemünd	4.—
Aus der Pfarrei Geisenhausen	1.50	Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	5.—	„ Inspector Diefenbach in Sachsenhausen	2.—
Für die nothleidenden Priester in Sibi-		Für den kath. Kirchenbau in Halle:		Durch die „Ermähl. Ztg.“ in Braunsberg	5.—
rien: Durchb. „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	4.—	Von M. L. in Eichstätt	10.—	„ das „Mainzer Journal“ in Mainz	15.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 14. Juni 1884.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.